97-84001-7

Kleinsorge, John Arnold

Beiträge zur geschichte der lehre vom...

Jena

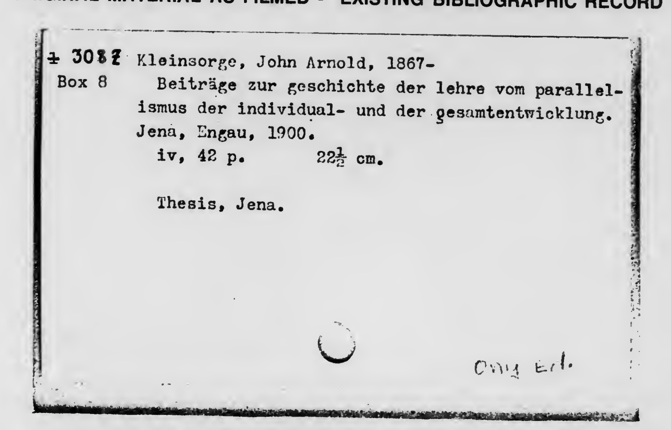
1900

97-84001-7
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD


+ 3082 Kleinsorge, John Arnold, 1867-
Box 8 Beiträge zur geschichte der lehre vom parallelismus der individual- und der gesamtentwicklung. Jena, Engau, 1900.
iv, 42 p. 22½ cm.

Thesis, Jena.

Only Ed.

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 1-13-97 INITIALS: PB.

TRACKING # : 20111

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

Beiträge
zur
Geschichte der Lehre
vom
Parallelismus der Individual- und der Gesamtentwicklung.

INAUGURAL-DISSERTATION

der

philosophischen Fakultät der Universität Jena

zur

Erlangung der Doktorwürde

vorgelegt von

John Arnold Kleinsorge.

Jena
Druck von B. Engau
1900.

Genehmigt von der philosophischen Fakultät der Universität Jena auf Antrag des Herrn Prof. Dr. **Rein.**

Jena, den 2. August 1899.

Prof. Dr. **Götz**
d. Z. Dekan.

Inhalt.

Vorwort.

„Wenn wir es wollten, wir könnten es nicht. Wir leben einmal in der anschaulichen Welt und müssen, soweit auch die Wissenschaft das Erscheinende umbilden mag, immer wieder zu ihr zurückkehren. So entsteht ein Verlangen, ja eine aus unserer innersten Natur entspringende Notwendigkeit, beide Welten in irgend welche Verbindung zu setzen, und eine solche Verbindung finden wir im Bilde. Freilich sind die Gefahren gross, welche es in sich trägt, aber welches Wertvolle und Förderliche gäbe es, von dem sich nicht ein Gleiches behaupten liesse? Wer auf alles verzichten wollte, was Irrung nahelegt, der würde recht arm in der Welt dastehen“. Im würdigenden Sinne dieser, einer kleineren Schrift Eucken's, „Über Bilder und Gleichnisse“, entnommenen Worte soll hier zunächst der Geschichte der Analogie der Gesamt- und Individualentwicklung nachgegangen werden. Dieses Bild ist ein altes uud dem menschlichen Denken so nahe liegendes, dass es oft als eigene Entdeckung angesehen wurde, bis sich herausstellte, dass nicht das Bild selbst, sondern nur seine besondere Anwendung das wirkliche Eigentum und Neue war.

Wie sich diese Analogie der Gesamt- und Individualentwicklung an der Hand der auftauchenden genetischen Geschichtsauffassung in der Patristik bildete, wie sie dann in der Neuzeit mit der genetischen Geschichtsauffassung auf die weltliche Geschichte übertragen wurde und wie sie zu der Lehre hinführte, dass die Individualentwicklung sich zu der Gesamtentwicklung parallel und rekapitulierend verhält, das wollen wir darzustellen versuchen.

Einleitung.

Es wird hiermit der Versuch gemacht, die Geschichte der Lehre, dass der Entwicklungsgang des einzelnen Menschen dem Entwicklungsgang der Menschheit entspricht und ihn im Grossen und Ganzen durchläuft oder rekapituliert, zu verfolgen und darzustellen.

Anregung zu dieser Nachforschung gab die grosse Bedeutung, die diese Lehre in pädagogischen Kreisen unter dem Zillerschen Stichworte, „kulturhistorische Stufen“, als massgebendes Prinzip für die Auswahl und Anordnung des Stoffes im Lehrplan gewonnen hat.

Der Endzweck dieser Darstellung ist der, der Kritik der Lehre und damit der Verwertung derselben zu einem Fortschritt zu verhelfen.

Die kürzeren Darstellungen der Geschichte dieser Lehre, W. Rein, „Theorie und Praxis I. Bd. 6. Aufl. 1898, S. 16 ff.“ und Vaihinger, „Naturforschung und Schule 1889“, haben für die folgenden Ausführungen vielfach die Grundlage abgegeben, was hiermit dankbar anerkannt wird.

I. Die Entstehung der genetischen Geschichtsauffassung.

Der griechischen Wissenschaft war und blieb das Hauptproblem das bleibende Wesen, das Sein; der zeitliche Ablauf des Geschehens war ihr daher eine fernliegende Frage, für die sie kein besonderes metaphysisches Interesse entwickelte. Die Auffassung des Geschehens als ein nach ewigen Gesetzen sich wiederholender Weltprozess, die Beschränktheit des historischen Wissens, die tiefwurzelnden nationalen Scheidungen hielten die antiken Denker davon ab, die Begebenheiten der Geschichte als eine Reihe in sich zusammenhängender Entwicke-

lungen zu betrachten und daraus auf einen Sinn und Zweck der gesamten Menschengeschichte zu schliessen.[1])

Eine andere Anschauung, als deren Vorahnungen der stoische Kosmopolitismus und die jüdische Messiasidee betrachtet werden können, wurde durch das Christentum eingeführt. Aus seinem Prinzip der Liebe und seiner Lehre, dass der Sündenfall, die Erlösung und das Weltgericht allen Völkern gemeinsame Schicksale seien[2]), entwickelte sich der Begriff von der Einheit der Menschheit, deren Geschichte ein einmaliger Ablauf einer planvollen erzieherischen Entwicklung zur Vollkommenheit vermittelst einer Reihenfolge von Offenbarungen Gottes sei. In diesem Plan der göttlichen Heilswirksamkeit, der nun das Wesentliche aller Geschichte auszumachen schien, wurden der Natur der Offenbarungen gemäss drei Stufen des Fortschritts, die anfängliche allgemein-menschliche, die vorbereitende hebräische, die vollendende christliche, zeitlich die Perioden von Adam bis Moses, von Moses bis Christus, von Christus zum Weltgericht unterschieden. Die so entstandene Geschichtsauffassung mit ihren Grundbegriffen, Menschheit, Weltplan, Entwicklung, Fortschritt, griff zu verschiedenen Bildern, um den Geschichtsprozess begreifbarer darzustellen. Unter diesen befand sich auch der Vergleich der Gesamtheit mit einem Individuum, und diese Analogie ist der Keim der Lehre vom Parallelismus zwischen Individual- und Gesamtentwicklung.

II. Die Bildung der Analogie zwischen Gesamtheit und Individuum.

In seiner „Republik“ hat Plato den Staat als der menschlichen Natur sehr nahe verwandt und ähnlich aufgefasst und dargestellt. Die Natur des Staates ist ein vergrössertes Bild der Natur eines normalen Menschen; der Staat ist gleich dem Individuum ein organisches Ganzes, aus analogen Teilen bestehend, die einander behilflich sein sollen zur Erfüllung ihres gemeinsamen Zweckes, des Guten. Jeder der drei Stände, ohne die ein Staat nicht bestehen und gedeihen kann, hat eine charakteristische Tugend: die Handwerker Mässigkeit, die Krieger Tapferkeit, die Herrscher Weisheit, und allen ist ein Einheit gebender Zug eigen: die Gerechtigkeit. Diesen Ständen und Tugenden im Staate entsprechen die Teile der Seele des einzelnen

1) R. Eucken, Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart, 1893, S. 106. Windelband, Geschichte der Philosophie, 1892, S. 200 ff.

2) R. Eucken, Die Lebensanschauungen grosser Denker, 1897, S. 157.

Menschen: Vernunft (νοῦς), Wille (θυμός) und Begierde (τὸ ἐπιθυμητικόν). Plato weist auch darauf hin, dass diese Ähnlichkeit der Natur und des Wesens des Staates und des Einzelnen auch bei den Völkern der Welt zutrifft, indem die Vernunft unter den Griechen als Lernbegierde zu wohnen scheint, die Tapferkeit bei den Thraciern, Skythen und den Bewohnern der nördlichen Gegenden überhaupt sich findet, die Habsucht aber vornehmlich für die Phönizier und Egypter charakteristisch ist[1]).

Es tritt uns hier ähnlich wie in dem berühmten Gleichnis des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern eine Vergleichung der Natur des Staates und des Einzelnen, aber nicht eine Vergleichung ihrer respektiven Entwicklungsgänge entgegen. Die auch bei Aristoteles[2]) vorkommende Betrachtung der Nationen als ein einheitlicher Organismus blieb nur eine vorübergehende Ahnung, die zwar in der Weltreichsidee des Alexander, im „Weltstaat" Zenos und im stoischen Kosmopolitismus wieder auftauchte, aber nicht zu einer volleren Geltung gelangen konnte wegen des erwähnten Mangels einer genetischen Geschichtsauffassung.

Der Begriff der Menschheitserziehung, von dem Apostel Paulus angeregt[3]) und von den Kirchenvätern ausgebildet, leitete hin auf den schon vom Apostel Paulus[4]) angedeuteten Vergleich der geschichtlichen Entwicklung überhaupt mit der Entwicklung des Einzelnen, speziell der Epochen oder Perioden der Geschichte mit den Lebensaltern des Menschen oder mit den Stufen seiner geistigen Entwicklung.

Beiläufig wäre zur Geschichte der Einteilung des Menschenlebens in Lebensalter zu bemerken, dass schon eine Sage, wie die von dem Rätsel der thebäischen Sphinx die Frühzeitigkeit und Popularität der Beobachtungen über die Veränderungen im menschlichen Lebensgang bezeugt. Clemens von Alexandrien[5]), angeblich aus den Elegien des Solon citierend, führt eine bei Philo vorkommende, von Aristoteles[6]) erwähnte, vielleicht von Hippokrates und dem Pythagoreismus herstammende Aufzählung der markantesten Entwicklungen des menschlichen Lebens an; in den ersten sieben Jahren kommen dem Kinde die Zähne, mit 14 Jahren gelangt es zur Pubertät, mit 21 Jahren kommt ihm der Bart, mit 28 Jahren ist der Mensch in seiner besten Kraft, mit 35 Jahren ist er Familienvater und geistesreif, mit 50 Jah-

1) Plato, Republik I; IV. 23; V. 1.
2) Aristoteles, Polit. VII.
3) Gal. III. 24.
4) 1 Cor. XIII. 9—11.
5) Strom. VI. 16, S. 374 (Ausg. Migne).
6) Politik VII. am Schluss.

ren beginnt er abzunehmen und mit 64 Jahren ist er todesreif. Diese Einteilung des Lebens in sieben Perioden blieb dem Mittelalter bekannt; sie wurde von einem Bildhauer des 14. Jahrhunderts an den acht Seiten des Kapitäls einer Säule des Dogenpalastes in Venedig abgebildet[1]) und von Shakespeare[2]) wurde sie dichterisch verewigt.

Die Lehre von der Menschheitserziehung führte, wie schon erwähnt, auf den Vergleich der Entwicklung der Heilsgeschichte mit der Entwicklung des Menschen; zu diesem Vergleich finden sich Ansätze bei Theophilus und Irenaeus, klarer erscheint aber der Vergleich bei Tertullian, 160—220. Er versuchte die Perioden der Erziehung der Menschheit zu bestimmen am ausgesprochensten im ersten Kapitel seiner montanistischen Schrift: „De virginibus velandis". Indem er nach einer konkreteren Vorstellung von dem fortschrittlichen Erziehungsplan Gottes strebt, drängen sich ihm verschiedene Bilder auf, auch die Analogie mit der Entwicklung des Individuums. „Nichts geschieht", meint er, „als nach Massgabe des Alters, und alles harret seiner Zeit... So auch war anfänglich die Gerechtigkeit: im Anfang war sie eine Gott fürchtende Natur, dann schritt sie durch das Gesetz und die Propheten zur Kindheit fort, durch das Evangelium kam die Jugend und durch den Paraklet bildet sie sich nun zur Reife heran". Bemerkenswert ist, dass Tertullian den Vergleich nicht bis zum Greisenalter fortführt, wohl weil er die Periode des Parakleten als die der ewig dauernden Vollendung betrachtete.

Tertullians Zeitgenosse, Clemens von Alexandrien, hatte durch die heidnische Bildung, die er genossen, einen Überblick über die tausend Jahre umfassende griechische Litteratur und Wissenschaft gewonnen und war bestrebt, in dem Griechentum und in dem die Griechen belehrenden Judentum ein und denselben Welterziehungsprozess zum Christentum hin nachzuweisen. Seine Anwendung der Analogie gestaltete sich viel tiefgehender und fruchtbarer als bei Tertullian. Seine drei grösseren Schriften: *Λόγος προτρεπτικὸς πρὸς Ἕλληνας — Παιδαγωγός — Στρωματεῖς*, stehen in einem methodischen und systematischen Zusammenhang, entsprechend „der schönen Ökonomie des Logos, der als menschenfreundlicher Pädagoge uns im allmählichen Fortschritt zum Heile in vollendeter Weise zu erziehen strebt, zuerst als Mahner, dann als Pädagog, endlich als Lehrer"[3]).

In der Geschichte sieht Clemens einen grossartigen Erziehungsprozess, der sich gemäss dem Plane Gottes, die Mensch-

1) Ruskin, Stones of Venice II. 360.
2) Wie es euch gefällt. II. 7.
3) Pädagog. I. 1, S. 252, Ausg. Migne.

heit zur Vollkommenheit und Gottähnlichkeit hinzuleiten, vollzieht.[1] Das, was jeder Generation zur gelegenen Zeit zu teil wurde, ist vorbereitende Erziehung für das Wort Gottes gewesen.[2] Ganz allgemein, der Idee des alten und neuen Bundes entsprechend, teilt Clemens die Entwicklung dieses Prozesses in eine Periode des Glaubens und eine neue Periode der Erkenntnis.[3] Die Scheidung dieser Perioden bildet die Erscheinung Christi. Indem Clemens das Griechentum und das Judentum in der einen Periode des Glaubens zusammenfasst, geht er über die Ansprüche der hebräischen Geschichte hinweg, die ausschliessliche Offenbarung Gottes zu sein; dementsprechend kehrt er sich wenig an die Periodisierung der hebräischen Geschichte, destomehr sucht er aber die einander bedingenden und die Entwicklungsstufen bezeichnenden Begriffe seiner zwei Perioden zu charakterisieren. Diese Begriffe sind der auf Furcht beruhende Glaube und die Erkenntnis, aus welcher Liebe und Gottähnlichkeit hervorgehen. Während der alten Periode des geringeren Verständnisses wurden das Gesetz und die Propheten den Barbaren gegeben als Vorbereitung für die Erscheinung Christi[4]; dadurch wurden sie in Frömmigkeit, Güte, Gerechtigkeit und Humanität unterrichtet[5] und zur Furcht Gottes, die der erste Schritt des Glaubens zur Erkenntnis des Evangeliums ist, erzogen[6]. Ebenso war den Griechen die Philosophie zur Gerechtigkeit nötig. Teils erhielten sie die Philosophie indirekt von Gott durch die Juden, teils direkt von Gott selbst, als eine Art vorbereitende Erziehung, eine Zuchtmeisterin, die die Griechen, wie das Gesetz die Juden auf Christus hinführte und den Weg zur Vollendung in Christo ebnete[7]. Mit dem Evangelium kam ein Ruf an die ganze Menschheit, ein besonderes Volk der Gerechtigkeit zu werden und vom alten zum neuen Bunde fortzuschreiten[8]. Der Rufende ist der Meister im Himmel, der Welt-Pädagog, der zu allen Zeiten auf vielerlei Wegen alles Erschaffene zur Vollendung erzieht und besonders die immerfort lernende Menschheit unausgesetzt belehrt[9] und stufenweise vom auf Furcht beruhenden Glauben zur Erkenntnis, dann zur Liebe und zuletzt zur vollendeten Erbschaft Gottes und Gottähnlichkeit

1) Strom. VII. 2, S. 416.
2) Strom. I. 5, S. 722.
3) Strom. VI. 5, S. 261.
4) Strom. VI. 6, S. 265.
5) Strom. II. 18, S. 1025, 1029.
6) Strom. II. 7, S. 969; vergl. S. 972; IV. 21, S. 1341.
7) Strom. I. 5, S. 717.
8) Strom. VI. 17, S. 392; vergl. VI. 5, S. 261; 15, S. 349; Pädag. I. 11, S. 365.
9) Pädag. I. 5, S. 269; vergl. Strom. VI. 7, S. 280.

führt[1]. So fasste Clemens den Gesamtgang auf; betrachten wir nun seine Auffassung des Einzelganges.

Clemens bemüht sich, im ganzen „Pädagog“ und in einem grossen Teil der Stromata[2] eine pädagogisch anleitende Beschreibung der Entwicklung des Einzelnen zum vollendeten Gnostiker zu liefern. Sein Grundgedanke, den er fortwährend betont, ist, dass der Mensch in seiner Entwicklung zur Vollkommenheit vom Glauben durch Erkenntnis zur Liebe und Gottähnlichkeit fortschreiten muss[3]. Der Mensch, sagt Clemens, ist nicht im Besitze der Tugend von Geburt an, sondern seine Natur hat nur die Fähigkeit, die vollkommene Tugend zu erwerben[4]. Nicht von Natur sind die Menschen gut, sondern sie werden gut durch beständiges Lernen, genau so wie Ärzte die Medizin lernen[5]. Im Anschluss an die Ansicht des Sokrates, dass einer, um zu lernen, zuerst wissen muss, dass er nichts weiss, führt Clemens aus, dass der erste Schritt zum Wandel nach Gottes Wort das Bewusstsein von der eigenen Unwissenheit ist. Hat einer dieses Bewusstsein, so sucht und findet er einen Lehrer, glaubt ihm, liebt ihn und strebt, ihm ähnlich zu werden[6]. Darum sollten denen, die nach Weisheit verlangen, Dinge, die ihrem Verständnisse angemessen sind, dargeboten werden, damit sie möglichst leicht mittelst ihrer eigenen Ideen zum Glauben an die Wahrheit fortschreiten können[7]. Clemens legt besonderen Wert auf genaue Kenntnis des jüdischen Gesetzes und hauptsächlich der heidnischen Philosophie als Mittel der Vorbereitung für das Verständnis der tieferen Lehren des Christentums[8]. Vollkommenheit, meint er, ist geradezu unmöglich ohne diese Vorbildung, denn es ist eben der Besitz dieser Kenntnisse, der den Menschen zur Unterscheidung des zerstreuten Wahren befähigt und zur heilsamen Erkenntnis der gesamten einheitlichen Wahrheit führt[9]. Das ganze System Mosis ist schlechthin dazu angelegt, gute, ehrwürdige Menschen, Erzieher zu erziehen[10]. Griechische Philosophie hauptsächlich, obwohl sie nicht die ganze Wahrheit umfasst, bewirkt eine Vorbereitung für die höhere Lehre, sie reinigt die Seele, erzieht und bildet den Charakter für die Aufnahme des Glaubens, auf welchem dann die Wahr-

1) Strom. VII. 10, S. 480; vergl. II. 9, S. 980; VI. 15, S. 340.
2) II. 19, 20; IV. 9—18; VII.
3) Pädag. I. 6, S. 291; Strom. II. 9, S. 980 ff.; VII. 10, S. 480 ff.; vergl. VI. 15, S. 340; IV. 21, S. 1341.
4) Strom. VI. 11, S. 317 ff.
5) ibid. I. 6, S. 730.
6) ibid. V. 3, S. 33.
7) ibid. V. 3, S. 37; vergl. 7, S. 80; VI. 17, S. 385.
8) ibid. I. 1, S. 701; vergl. I. 7.
9) ibid. I. 13, 20.
10) ibid. I. 26, S. 916.

heit die Erkenntnis erbaut[1]). In der Philosophie ist eine Spur der Weisheit, ein Impuls von Gott, ein Funken Wahrheit, der zur lodernden Flamme angefacht werden kann[2]). So wie das Land durch Bewässerung urbar gemacht wird, so soll der Strom der griechischen Weisheit für die Vorbereitung des Irdischen im Menschen, für die Aufnahme und Ernährung des göttlichen Samens verwertet werden[3]). Es muss der Mensch zunächst Pflegekind der Welt gewesen sein, um Mannbarkeit in der Wahrheit zu erlangen[4]). Die Wahrheit in der Philosophie ist dem Verständnis der Katacheten angemessen und bereitet sie vor für die ganze Wahrheit, die sie erst nach langem Studium aller Wissenschaften gewinnen und als vollendete Gnostiker vereinigen können[5]). Dem entsprechend rät Clemens den Erziehern der Katacheten, von der Philosophie und der Wissenschaft alles mögliche Helfende zur angemessenen Zeit heranzuziehen, aber nicht bei diesem stehen zu bleiben, sondern es nur als Vorbereitungsstufe, als Anleitung zu fortschreitenden Untersuchungen der zur Gottähnlichkeit führenden Weisheit zu benutzen[6]).

Hiermit wäre Clemens' Auffassung des Einzelentwicklungsganges dargestellt. Vergleicht man nun diesen Gang mit dem vorhin dargelegten Gang der Gesamtheit, so ist deutlich, dass beide die Stufen Glaube, Erkenntnis, Liebe und Gottähnlichkeit durchlaufen, das heisst, sind einander gleich, sind parallel; gemäss seiner Auffassung, dass die Entwicklung der Menschheit den möglichst vollendeten Erziehungsplan Gottes darstelle, schliesst Clemens, dass derselbe Plan mit denselben Mitteln in der Erziehung des Einzelnen zur vollendeten Tugendhaftigkeit angewendet werden müsse. Der Idee nach ist dies der erst nach Jahrhunderten formulierte Rekapitulationsgedanke, der Einzelne rekapituliert die Gesamtentwicklung; dieser Gedanke der Rekapitulation bei Clemens ist vielleicht auf die Emanationslehre zurückzuführen. Sie füllte die Kluft zwischen Gott und der Welt mit einer Stufenfolge von allmählich weniger vollkommenen Ausflüssen Gottes. Die individuelle Persönlichkeit, durch sündhafte Neigungen in den materiellen Körper gebannt, muss sich, um ihre reine Präexistenz in Gott wieder zu erlangen, vom Materiellen reinigen und dieselben Stufen, auf welcher sie sich von der Gottheit entfernt hat, wieder zurück zur Gottheit durchlaufen.

Viele von Clemens' Anschauungen wurden von Origenes

1) Strom. I. 17, S. 796; VII. 3, S. 424.
2) ibid. I. 17, S. 801. 3) ibid. I. 1, S. 708.
4) ibid. VI. 15, S. 349. 5) ibid. I. 20, S. 816; VI. 10, S. 300.
6) ibid. VI. 11, S. 312; 17, S. 385; vergl. 15, S. 349.

weiter ausgebildet, die der Menschheitserziehung aber weniger. Es fehlte Origenes das historische Wissen und der geschichtliche Sinn seines Vorgängers, und er trachtete wenig darnach, die historischen Kenntnisse, die er besass, einem inneren Zusammenhang gemäss zu ordnen, mithin ist wenig unser Thema betreffendes bei ihm und in dem nicht historisch denkenden Jahrhundert, das ihm folgte, zu suchen[1]).

Erst mit Augustin nähert sich das christliche Denken den geschichtsphilosophischen Fragen wieder, und bei ihm taucht der Vergleich zwischen der Gesamt- und Einzelentwicklung wieder auf. In einer seiner früheren Schriften[2]) ist der Vergleich durchgeführt mit genauer Begrenzung der Geschichtsperioden und mit Charakterisierung der Lebensalter. Die erste Epoche, die sich von Adam bis auf Noah erstreckt, ist die der Kindheit und Vergessenheit, in welcher der Mensch nur auf die Befriedigung seiner physischen Bedürfnisse bedacht ist. Die zweite Epoche, von Noah bis Abraham, ist das Knabenalter, in welchem die Sprache und das Gedächtnis auftreten. Darauf folgt die Epoche der Mannbarkeit, die in drei Perioden, früheres Jünglingsalter, späteres Jünglingsalter und Mannesreife geteilt wird; ihnen entsprechen drei Geschichtsperioden, von Abraham bis David, von David bis zur babylonischen Gefangenschaft, und von da bis Christi Geburt. Das Greisenalter der Menschheit ist die Zeit seit Christi Geburt, es wird bis zum jüngsten Gerichte dauern, worauf die Heiligen zur ewigen Seeligkeit gelangen werden. In seinem Hauptwerk De civitate dei[3]) wendet Augustin die Analogie auf die Entwicklung des Gottesstaats an, aber immer nur als ein Gleichnis und mit bemerkenswerten Einschränkungen. Hier lässt Augustin einen nur aus einem gotterwählten Teile der Menschheit und allen nicht gefallenen Engeln bestehenden Organismus den Gang der Einzelentwicklung durch das Kindheitsalter bis Noah, das Knabenalter bis Abraham, das frühere bis David und das spätere Jünglingsalter bis zur babylonischen Gefangenschaft hindurchlaufen. Weiter führte er die Analogie nicht, sondern teilt die Geschichte des Gottesstaats von vorn an, gemäss der Siebenzahl der Schöpfungstage, und vermied damit den Vergleich der letzten Zeiten, die er als die der vollendeten Kraft und des ewigen Lebens auffasste, mit dem Greisenalter und Tod.

Wie bei Tertullian ist das gemeinsame Charakteristische der Perioden und der ihnen entsprechenden Lebensalter: Vergessenheit, Sprache, Zeugungskraft, ziemlich äusserlich aufgefasst. Die

1) Redepenning, Origenes Leben und Werke, 1841, I. S. 223.
2) De Genesi contra Manichaeos, I. 23.
3) XVI. 24; XXII. 30.

Entwicklung der Erkenntnis, wie sie für Clemens massgebend ist, kommt bei Augustin weniger zur Geltung, und dabei wird den früheren Errungenschaften, also der ganzen heidnischen Kultur, im Vergleich mit der in Christus gegebenen Offenbarung eine grosse Minderwertigkeit und Sündhaftigkeit zugeschrieben. Hierzu kommen noch die Ansichten Augustins, dass er und seine Zeitgenossen am Ende der abschliessenden irdischen Periode eines von Menschen gänzlich unabhängigen Entwicklungsprozesses ständen, und dass die Vollkommenheit und Erlösung des Einzelnen nicht so sehr eine Sache der Prädestination, als vielmehr eine Sache der Prädestination und des Glaubens sei. Folglich lag ihm der Gedanke, dass der einzelne Mensch den Entwicklungsgang der Menschheit rekapitulieren müsse, nicht so sehr nahe. Es muss allerdings anerkannt werden, dass Augustin diesen Gedanken streift, und zwar da, wo er seine Einteilung der Geschichte in drei Epochen — die Zeit der Natur vor dem Gesetze, die Zeit unter dem Gesetze, die Zeit unter der Gnade[1]) — in der Entwicklung des Einzelnen durchführt und nachweist[2]). Auch kommt hierbei die Stelle in Betracht, an der er über den Geschichtsunterricht handelt; hier führt er aus, dass der Geschichtsstoff chronologisch aufsteigend nach den merkwürdigsten Ereignissen und dem inneren Zusammenhange angeordnet und dem Interesse des Lernenden gemäss erzählend dargestellt werden müsse, damit der Endzweck, die Ausbildung der Liebe zu Gott, erreicht werde[4]).

Augustins Geschichtsauffassung blieb die leitende im Mittelalter; ihre vorherrschend theokratischen Gedanken steigerten noch die schon bei Augustin auffallende Gleichgültigkeit für weltliche Begebenheiten und menschliche Bethätigung. Erst zu der Zeit, als sich das Denken wieder den Geschehnissen dieser Welt zuwendete, begann die Übertragung der genetischen Auffassung von der überweltlichen Geschichte auf die weltliche, und mit dem Begriff der Entwicklung in der weltlichen Geschichte kam auch der Vergleich zwischen Gesamt- und Individualentwicklung wieder zur Geltung.

---

1) De symbolo ad catechumenos III. 6.
2) Enchiridion ad Laurentium 118.
3) De catechizandis rudibus, § 5. §. 10.

III. Übertragung der Analogie auf die weltliche Geschichte.

„Zu der Entdeckung der Welt“, sagt Burckhardt[1]), „fügt die Kultur der Renaissance eine noch grössere Leistung, indem sie zuerst den ganzen vollen Gehalt des Menschen entdeckt und zu Tage fördert“. Diesen Entdeckungen gemäss gestaltete sich auch die Geschichte. Man fing an, sich mit irdischen Vorgängen und Begebenheiten zu beschäftigen, und suchte ihr Entstehen, ihren Verlauf und ihren Zweck zu erforschen. Thomas Aquinas geht auf Aristoteles' Politik zurück und sieht in dem weltlichen Staat nicht, wie Augustin, ein Erzeugnis der Sünde, sondern ein notwendiges Mittel zur Erziehung der Menschen in bürgerlicher Tugend, und damit zur Vorbereitung für die höhere Gemeinschaft des Gottesstaates. Diese Unterordnung des irdischen Staates liess Dante nicht gelten; Gott habe, meinte er, die Menschen gleichmässig zur irdischen wie zur himmlischen Glückseligkeit bestimmt, und diese Koordination von Staat und Kirche, bezw. Gottesstaat, wurde herrschend. Das für den weltlichen Staat erweckte Interesse führte zur Entfaltung der Geschichtsforschung, die allmählich zu der Anschauung gelangte, „dass die verschiedenen Bethätigungen der Menschen einen innerlichen Zusammenhang haben und in Wechselwirkung mit einander und mit physischen Bedingungen stehen“[2]). Ein Araber, Ibn Khaldun, † 1406, schrieb eine „Allgemeine Geschichte“, in der er den Gang der Entwicklung eines Reiches mit dem individuellen Blühen und Ableben vergleicht. Seiner Ansicht nach währt ein Reich in der Regel drei Generationen hindurch. In der ersten Generation sind die Bürger voller Kraft und haben die Härte und kriegerische Natur der Nomaden; die zweite Generation verliert unter dem Einfluss der Macht und des Reichtums Kraft und Mut, und eignet sich die selbstsüchtigen und abhängigen Sitten eines unthätigen Lebens an. In der dritten Generation ist alles, was für den kräftigen Nomaden charakteristisch war, verschwunden, die Lebenskraft ist erschöpft, und daher geht ein solches Reich, wenn es von einem stärkeren Feinde angegriffen wird, zu Grunde[3]). „Machiavelli fasst in seinen florentinischen Geschichten (bis 1492) seine Vaterstadt vollkommen als ein lebendiges Wesen und ihren Entwicklungsgang als einen in-

---

1) Die Kultur der Renaissance, 1869, S. 241.
2) E. Bernheim, Lehrb. der historischen Methode, 1894, S. 25.
3) R. Flint, History of the Philosophy of History, 1893, p. 169.

dividuell naturgemässen auf; der erste unter den Modernen, der dieses so vermocht hat“ [1]).

Im Jahre 1566 erschien Bodins Schrift „Methodus ad facilem historiarum cognitionem“, in welcher er die Geschichte der Völker aus ihrem Charakter ableitet. Er weist auf den Zusammenhang des Volkscharakters mit den physischen Bedingungen, Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. hin. Er widerlegte die mittelalterliche Einteilung der Geschichte nach den vier Weltreichen und bestritt die Möglichkeit eines goldenen Zeitalters. Er teilte die Geschichte in drei Perioden: 1. die der Herrschaft der religiös-philosophischen Süd-Völker des Orients, 2. die der Herrschaft der staatsmännischen Griechen und Römer, 3. die der Herrschaft der kriegerischen nordwärts wohnenden Völker, mit ihren technischen Fertigkeiten und Künsten.

Ganz ähnliche Gedanken über das Verhältnis von Klima und Geschichte finden sich bei Baco von Verulam in seinem Essay „Of the Vicissitude of Things“, der erst in der dritten Auflage (1625) seiner „Essays, Civil and Moral“ [2]) erschien. Auch er spricht von drei Hauptperioden in der Geschichte, er hat hierbei aber besonders die Entwicklung der Wissenschaft im Auge. Die erste Periode erreichte ihren Höhepunkt bei den Griechen, die zweite bei den Römern, die dritte bei den Völkern des westlichen Europa [3]); die letztere wird die griechische und römische Periode weit übertreffen [4]). Hinsichtlich der Griechen stimmt er dem egyptischen Priester in Platos „Timaeus“, der die Griechen Knaben ohne Altertum der Kenntnisse und ohne Kenntnis des Altertums bezeichnet, von Herzen zu. Die Weisheit, meint Baco, die von den Griechen herstammt, ist, wenn es auf Wert und Nutzen ankommt, die des Knabenalters der Wissenschaft und hat das Eigentümliche des Knabenhaften, dass es zum Schwatzen immer bereit und an Worten und Streitigkeiten ungeheuer fruchtbar ist, jedoch unvermögend, Werke zu erzeugen [5]). Im allgemeinen fasste Baco das Altertum wie andere Reformatoren der Wissenschaft seiner Zeit, z. B. Gilbert, Galilei, Campanelli, Bruno, Descartes und Malebranche, als die Jugend der Welt auf. Sane, ut verum dicamus, *Antiquitas saeculi juventus mundi.* Nostra profecto sunt antiqua tempora, cum mundus jam senuerit; non ea, quae computantur ordine retrogrado initium sumendo a saeculo nostro [6]). Im Essay „Of Colo-

1) J. Burckhardt, Kultur der Renaissance, 1886, I. S. 81.
2) Bacons Works, Longmans and Co., London 1870, VI. 515.
3) W. I. Novum Organum LXXVII.
4) W. I. De augmentis scientiarum VIII. Aph. 97.
5) Novum Organum LXXI.
6) W. I. De aug. sc. 458.

nies and Plantations“ sagt er: Da die Welt sich noch in der Blüte der Jugend befand, zeugte sie sehr viele Kinder, nun, da sie alt geworden, bringt sie wenige hervor“ [1]). Was den Gesamtentwicklungsgang anbetrifft, so ist Baco der Ansicht, dass die Waffen in der Jugend blühen, im mittleren Alter die Wissenschaften; einige Zeit lang darauf pflegen Waffen und Wissenschaften zusammen zu blühen, im hohen Alter aber die mechanischen Künste und der Handel. Die Wissenschaft aber ist im Zustande der Kindheit, wenn sie eben anfängt und fast kindisch ist, ihre Jugend hat sie dann, wenn sie aufschiesst und knabenhaft ist, die Kraft der Jahre aber, wenn sie fest und geordnet ist, zuletzt ihr hohes Alter, wenn sie dürr wird und erschöpft ist [2]).

Es zeigt sich also, dass Baco die intellektuelle Entwicklung, die für ihn und die ihm folgende Aufklärung das Wesentliche der Geschichte ist, nach dem Schema der Lebensalter des Einzelnen gestaltete. Baco streift auch den Gedanken, dass der Einzelne den Gesamtgang rekapituliert, indem er hinsichtlich der Geschichte als Bildungsmittel den Worten des Propheten Jeremias VI, 16 beipflichtet: „Tretet auf die Wege und schauet und fraget nach den vorigen (alten) Wegen, welches der gute sei und wandelt darinnen“ [3]). Diesem Gedanken kommt er aber bedeutend näher, wenn er sagt, dass Fabeln und Gleichnisse den früheren Zeiten angemessen waren, weil damals das Verständnis der Menschen so unausgebildet und allem Abstrakten abgeneigt war; nur das, was sich an die Sinne wendete, hatte sie begriffen. Wie die Buchstaben den Hieroglyphen folgten, so folgten den Gleichnissen die Argumente, und jetzt muss man noch immer denselben Weg einschlagen und sich der Gleichnisse bedienen, wenn man neues Licht auf einen Gegenstand des menschlichen Denkens zu werfen wünscht [4]).

Offenbar von Bacos Ansichten über intellektuelle Entwicklung angeregt ist eine Abhandlung von Pascal, „Über Autorität in philosophischen Fragen“ in seinen Pensées de la religion, 1669 erschienen. Das Altertum, meint Pascal, werde übermässig respektiert, in allen seinen Gedanken sehe man Orakel, in seinen Dunkelheiten Mysterien. Solche Autorität ist aber schädlich in Sachen, für die die Sinne und die Vernunft massgebend sind. In allen Wissenschaften, die der Erfahrung und dem Denken unterworfen sind, muss der menschliche Geist vollkommen frei sein, um sie zu erweitern und zu vervollkommnen.

1) W. VI. 457.
2) W. VI. 517. Of the Vicissitude of Things.
3) W. I. 457. De aug. scient.
4) W. VI. 698.

Die Alten hatten ihre Kenntnis der Wissenschaften von Vorgängern, und wir hinterlassen dieselben in einem vollendeteren Zustand für unsere Nachkommen. Wie sich unsere Vorgänger der hinterlassenen Entdeckungen nur als Mittel bedient haben, um daraus neue zu gewinnen, und wie diese glückliche Kühnheit ihnen den Weg zu Grossem öffnete, so müssen wir das, worin sie uns vorangegangen sind, in derselben Weise aufnehmen und es nach ihrem Beispiele nur als Mittel, nicht als Ziel unseres Studiums betrachten; indem wir sie nachahmen, müssen wir danach streben, sie zu übertreffen. Die Empirie ist die Grundlage der Naturlehre, und wie die Erfahrungen, die dazu dienen, Licht in die Geheimnisse der Natur zu bringen, unaufhörlich zunehmen, so vervielfältigen sich ihre Folgerungen. Darum können die Späteren andere Meinungen hegen und neue Ansichten gewinnen ohne Mangel an Ehrerbietung oder Dankbarkeit den Alten gegenüber. Die Kenntnisse, die durch die Alten zu uns gelangten, dienen uns als Stufen zu weiterer Kenntnis, daher sollten wir den Alten dankbar sein. Sie haben sich bereits zu einer gewissen Stufe erhoben, wohin sie zugleich auch uns erhoben haben; darum führt uns die geringste Anstrengung weiter, und mit Aufwendung geringer Mühe und mit weniger Ruhm sind wir ihnen überlegen. Es ist uns möglich, Dinge zu entdecken, die die Alten unmöglich erkennen konnten. Merkwürdigerweise aber gilt es als Verbrechen, den Alten zu widersprechen oder ihren Meinungen etwas hinzuzufügen, gleich als ob sie alle erkennbare Wahrheit bereits erschöpft hätten. Im Grunde genommen stellt solch eine Verehrung der Alten die menschliche Vernunft und den tierischen Instinkt auf ein und dieselbe Stufe; ihr Hauptunterschied besteht doch aber gerade darin, dass die Leistungen der Vernunft sich unaufhörlich vermehren, während der Instinkt stets in demselben Zustande bleibt; über die vorgeschriebenen Grenzen der von der Natur gegebenen Kunst kann das Tier nicht schreiten. „Mit dem nur für die Unendlichkeit geschaffenen Menschen verhält es sich ganz anders. Er befindet sich in der ersten Zeit seines Lebens in Unwissenheit, aber im Lauf der Entwicklung unterrichtet er sich unaufhörlich, denn er zieht nicht bloss Gewinn aus der Erfahrung seiner Vorgänger, weil er die Kenntnisse, die er sich einmal erwarb, immer in seinem Gedächtnisse bewahrt, und weil die Kenntnisse der Alten für ihn in den Büchern, die sie hinterlassen haben, vorhanden sind. Und wie er diese Kenntnisse bewahrt, kann er sie auch leicht vermehren, so dass die Menschen sich heutzutage gewissermassen in demselben Zustand befinden, in dem sich die alten Philosophen befinden würden, wenn sie bis

auf unsere Zeit gelebt hätten und zu den Kenntnissen, die sie besassen, diejenigen hinzugefügt hätten, die ihre Studien im Laufe so vieler Jahrhunderte ihnen hätten erwerben können. Daher schreitet nicht bloss jeder Mensch von Tag zu Tag, einem besonderen Vorrechte zufolge, in den Wissenschaften fort, sondern die Menschen in ihrer Gesamtheit schreiten darin ununterbrochen fort, je älter die Erde wird; denn es wiederholt sich in den Zeitaltern des Geschlechts dasselbe, was in den verschiedenen Altern des Einzelnen stattfindet. Deshalb kann man die Reihenfolge der Geschlechter im Laufe so vieler Jahrhunderte wie einen Menschen ansehen, der immer lebt und fortwährend lernt; daraus sieht man, wie wenig Recht wir haben, das Altertum in seinen Philosophen zu verehren; denn wer erkennt nicht, dass, wie das Alter am weitesten von der Kindheit entfernt ist, das Alter dieses Gesamtmenschen nicht in den Zeiten gesucht werden darf, die seiner Geburt naheliegen, sondern in denen, die am weitesten von derselben entfernt liegen? Die, welche wir Alte nennen, waren wirklich in allen Dingen jung und bildeten eigentlich die Kindheit der Menschheit; und weil wir mit ihren Erkenntnissen die Erfahrungen von Jahrhunderten seit jener Kindheit vereinigt haben, so kann man vielmehr bei uns jenes Altertum finden, welches wir an den anderen verehren“ [1]). Man sieht, wie der Gedanke vom Fortschritt der ganzen Menschheit zur Annahme gelangt und wie die Analogie auf die gesamte Entwicklung übertragen wird.

In Frankreich, das sich seiner führenden Rolle in der damaligen Kultur sehr bewusst war, wurde durch Pascals Ausführungen des Gedankens, den Baco mit den Worten: „Antiquitas saeculi juventus mundi“ aussprach, die Kontroverse [2]) über den Wert der Leistungen der Antiken gegenüber denen der Modernen, mächtig geschürt. Natürlich lieferten sehr viele Schreiblustige, die an der Kontroverse Teil nahmen, mehr oder weniger geistreiche Ausführungen über das Thema, wie die Menschheit im allgemeinen, die Franzosen aber im besondern es so „herrlich weit gebracht“ hatten; um dies darzustellen, schien vielen von ihnen nichts einleuchtenderes, als die von Pascal eingeführte Analogie des gesamten und des individuellen Entwicklungsganges, und um die Analogie auch dann, wenn Geschichtskenntnisse gänzlich fehlen, aufrecht zu halten, wurde grenzenlos

1) Pascal, Pensées (ed. Faugère) i. 91; deutsche Übers. v. Merschmann, Halle 1865, S. 410.

2) Hippolyte Rigault, Histoire de la querelle des ancieus et des modernes, 1856. Vergl. Macaulay, Essays, Sir Wm Temple, Vol. III, p. 241 (ed. Tauchnitz).

phantasiert. Die meisten dieser Ausführungen überlässt man gern der Vergessenheit und der sarkastischen Kritik, die Lorenz an einem von Goldast[1]) angeführten mittelalterlichen Traktat übt, in welchem die Analogie und Dantes Vergleich zwischen dem stets an seiner Verfassung bessernden Florenz und einem Kranken, der beständig seine Lage wechselt, um seinen Schmerzen zu entrinnen[2]), auf die Kirche angewandt wurde: „Man sieht, dass schon damals Leute diesen geistreichen Schimmel der Analogie historischer und persönlicher Entwicklung geritten haben, den uns noch heute mancher unserer historischen Krippenreiter als seine bestens dressierte geschichtsphilosophische Schindmähre bei jeder Gelegenheit vorführt“[3]). Eine der berühmtesten Schriften, die diese Kontroverse hervorrief, war die von Perrault: „Parallèle entre les anciens et les modernes“, 1690. Er ging trotz seiner Unkenntnis des Griechischen so weit, zu behaupten, dass Scuderi und Chapelaine den Homer weit überträfen, aber er versuchte doch die Idee des Fortschritts, die der Streitfrage zu Grunde lag, zu erfassen. Den Fortschritt verglich er mit einem fortwährenden Strom; dem Einwande, dass die Geschichte beweise, dass Zeitalter der Barbarei und des Rückschritts auf Zeitalter der Kultur gefolgt seien, entgegnete er mit einer Vergleichung der Wissenschaften und Künste mit Strömen, die plötzlich in einen Abgrund stürzen, unter der Erde dann weiterfliessend verschwinden und nachher mit derselben Fülle und Kraft erscheinen wie vorher. Für unser Thema ist wichtig seine Ausführung, dass die Menschheit wie ein ewiger Mensch betrachtet werden muss, dessen Leben gleich dem Leben des Menschen seine Kindheit und Jugend habe, nun aber in der Reife, der kein Ableben folge, beharre. Auch Fontenelle wurde von der Kontroverse ergriffen, er blieb aber nicht, wie Perrault, bei dem Errungenen seiner Zeit als dem höchst Vollkommenen und nie Abnehmenden stehen, sondern brachte die von Pascal angedeutete Idee der unendlichen Perfektibilität der Menschheit zur Geltung. Er gesteht, dass die Jahrhunderte das Wesen und die Fähigkeiten des menschlichen Geistes wahrscheinlich nicht bedeutend verändert haben, er behauptet aber, dass die späteren Generationen die Errungenschaften aller ihrer Vorgänger erben müssen. Das Leben jeder Nation hat Altersstufen, die den Lebensaltern des Individuums entsprechen; in der Kindheit sind Nationen und Individuen von der Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse in Anspruch genommen, in der Jugend ist Poesie und

1) De Monarchia I. 25.
2) Burckhardt, Kult. d. Ren. I. 81.
3) O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 1870, S. 312.

Kunst, und im Alter Wissenschaft und Philosophie das beherrschende Element. Weiter ist Fontenelle der Ansicht, dass die Menschheit dem Ableben und dem Tode nicht nur entgehen, sondern dass sie sich unendlich vervollkommnen werde. „Der Mensch, der vom Anfang der Welt bis auf die Gegenwart gelebt, wird nie ein Greisenalter haben, immer wird er fähig sein, das zu thun, wofür er in der Jugend ausgerüstet wurde, mehr und mehr wird er befähigt werden, das zu thun, was dem Mannesalter geziemt“[1]).

Inzwischen hatte die Regierung Ludwigs XV. den Weg zur Auflösung der französischen Monarchie eingeschlagen. Das Interesse für das Naturwissenschaftliche und das rein Menschliche drängte die scholastische Metaphysik und die theologischen Dogmen in den Hintergrund, und die weltliche Geschichte kam mehr und mehr zu Ehren in den gelehrten Kreisen. Die Geschichte schien ihnen eine Erweiterung und Vergrösserung ihrer Erfahrung zu sein, sie nährte jene neu aufkommende Sympathie für den unterdrückten Mitmenschen, sie half den philosophierenden politischen Agitatoren die Missregierung Ludwigs XV. durch Vergleiche nachzuweisen, und lieferte ihnen schlagende konkrete Beweise für die Wahrheit ihrer Thesen über Toleranz, Justiz, Rechte des Menschen, Souveränität des Volkes, Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit u. s. w. Dadurch wurde die Geschichte das beliebte Thema des damaligen Theoretisierens; jene Kontroverse über den Wert der antiken und der modernen Litteratur verstummte allmählich, nachdem sie dem Geschichtssinn als Vorschule gedient hatte, und tiefblickende Denker, wie Montesquieu, Turgot, Rousseau und Voltaire ergriffen das Wort[2]).

Montesquieu, von Andeutungen Bodins ausgehend, weist in seinem 1749 erschienenen Hauptwerk „De l'esprit des lois“ die engen Beziehungen zwischen den politischen, moralischen und sozialen Verhältnissen nach, und indem er historische Begebenheiten nicht nach absoluten Massstäben beurteilte, sondern sie in ihren Beziehungen zum Allgemeinen und als Ergebnisse ihrer zeitlichen und räumlichen Ursachen und Bedingungen zu betrachten strebte, führte er die Methode der Vergleichung, gewissermassen einen historischen Relativismus, in die Geschichtsauffassung ein, woraus sich die darauffolgende starke Entwicklung der Geschichtsphilosophie und Geschichtsschreibung zum Teil erklären lässt[3]).

1) Fontenelle, Œuvres, 1764, IV. 88—113; 119—126.
2) R. Flint, Phil. of History, 1893, p. 244.
3) Flint, Phil. of Hist., 1893, p. 279. Bernheim, Lehrbuch d. hist. Meth., 1894, S. 164.

Turgot[1]) fasste die Geschichte auf als das Leben der Menschheit; Fortschritt ist ihm eine allmähliche Entwicklung der menschlichen Natur in moralischer, sozialer, besonders in intellektueller Hinsicht, aber nicht ohne zeitweiligen Rückschritt, Weisheit, Tugend, Freiheit und ein menschenwürdiges Dasein sollen allen Menschen zu Teil werden. Die Idee des Fortschritts gestaltete die Geschichte für ihn zu einem organischen Ganzen, zu einem auf den Willen Gottes zurückführbaren Plan des socialen Fortschritts, der vermittelst der Entwicklung der Fähigkeiten der Menschen seiner Verwirklichung entgegengeht. Besonders bemerkenswert sind die von Turgot scharfsinnig ausgeführten Stadien der Entwicklung der Menschheit: Jägerleben, Hirtenleben, Ackerbau, Stadtleben, Handel, Künste, Wissenschaften. Erwähnenswert ist, dass diese Stadien schon von Plato in folgender Reihe in seinen „Gesetzen" angegeben sind: 1. Einzelne Familien von Hirten und Jägern; 2. Primitive patriarchalische Gemeinden; 3. Städte, vom Ackerbau abhängig — Aufkommen der Aristokratie; 4. Seestädte — Handel, Krieg, Aufruhr; 5. Gründung von Staaten mit Verfassungen. Bossuet streift diese Einteilung nach Lebensweisen in der Einleitung zu seiner „Allgemeinen Weltgeschichte", und Vico, der die Geschichte jedes Volkes nach den drei Zeitepochen der Egypter einteilte, welche behaupteten, ihre ganze Vorwelt sei abgelaufen nach drei Zeitaltern, dem der Götter, dem der Helden, dem der Menschen[2]), und der, insofern er in der Humanität[3]) das Ziel der geschichtlichen Entwicklung erblickte, ein Vorläufer Herders ist, schrieb schon 1725: „die Etymologien der Ursprachen sind Geschichten von Erscheinungen, die in den Worten selbst ausgedrückt werden, nach folgender natürlichen Ordnung der Ideen: dass zuerst die Wälder da waren, sodann die angebauten Fluren und die Hütten, weiter die kleinen Häuser und Meiereien, sodann die Städte, endlich die Akademien und die Philosophie". Es war aber das Verdienst Turgots, diese Einteilung der Entwicklung der Kultur neu zu beleben und in der Geschichtsphilosophie seiner Zeit einzuführen.

---

1) Turgot, Œuvres, 1844, II. Plan de deux discours sur l'histoire universelle, p. 626. Discours sur les avantages que l'établissement du christianisme a procurés au genre humain (1750), p. 586; und besonders Discours sur les progrès successifs de l'esprit humain (1750), p. 597.

2) Vico, Principi della scienza nuova d'intorno alle commune nature delle nazione. Deutsche Übers. v. E. Weber. Leipzig 1822, S. 31, 45.

3) Ebend. S. 9, 834 ff.

IV. Die Umkehrung der Analogie.

Bisher sahen wir, wie die Analogie der Gesamt- und Einzelentwicklung in der Patristik gebildet und nachher mit der sich bildenden genetischen Geschichtsauffassung auf die weltliche Geschichte übertragen wurde. Wir sahen auch, dass die Analogie nur vom Standpunkte der gewordenen Menschheit und Kultur angeschaut und angewendet, nie, abgesehen von Clemens' Versuch, wurde sie angeschaut vom Standpunkte des Werdens und der Erziehung des Einzelnen. Das Aufkommen dieser umgekehrten Anschauung der Analogie, in anderen Worten das Aufkommen des Gedankens: Das Individuum entwickelt sich wie die Gesamtheit, soll nun zur Darstellung gelangen.

Von Rousseau wird der Entwicklungsgang der Menschheit ähnlich wie von Turgot geschildert, aber als eine Degeneration des Natürlichen hingestellt. Die Menschen sind zuerst einsam, nackt, ohne Sprache, ohne Werkzeuge, ohne religiöse und moralische Begriffe, vom Instinkt geleitet; dafür sind sie glücklich, unschuldig, zufrieden. Hierauf folgt die Zeit der Erfindung der Sprache, der Fischerei- und Jagdgeräthe, der Fellbekleidung und des Feuers; dann folgt das Hüttenbauen, dann die Familienorganisation, dann die Organisation der Gemeinde. Mit der Benutzung des Metalls und durch den Ackerbau wurden Teilung der Arbeit und Privateigentum feste Einrichtungen. Alsbald fängt auch die „Civilisation des Menschen und die Zerstörung der Menschheit" an, denn von nun an beginnt die Ungleichheit sich sehr zu vermehren, die Gewaltigeren unterdrükken die Armen und, um sich ihrer Gewalt zu versichern, erfinden sie Gesetze. Die Gründung des Gesetzes und des Eigentums machen Richter notwendig, die, obgleich nur angestellt und erwählt, absolute Autorität usurpieren. Korruption in allen Formen nimmt darauf überhand, bis zuletzt Alle die Sklaven eines Despoten sind. Kunst, Litteratur und Wissenschaft sind nur die Vergoldung der Ketten dieser Sklaverei, die Kultur genannt wird. Durch die Kultur wird der Mensch, der von Natur gut ist, unwahr, zerstreut und seinem eigenen Wesen entfremdet, darum soll mit der Kultur aufgeräumt werden, und an ihrer Statt soll sich die unverfälschte Natur in voller Freiheit entfalten[1]). „Diese Natur", wie Eucken hervorhebt, „kann nichts anderes sein, als der Grundbestand, der nach Abzug der Entstellungen und Ver-

---

1) Rousseau, Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes, 1754; Emile V.

wicklungen durch die Gesellschaft übrig bleibt. Aber dieser Bestand wird hier nicht durch eindringende Analyse in seiner nackten Thatsächlichkeit herausgearbeitet, sondern er wird in einem Gesamteindruck ergriffen und dabei idealisiert; die Natur tritt in eine romantische Beleuchtung, das Einfache und Schlichte verklärt sich in etwas Reines und Edles"[1]). Rousseaus Grundanschauung nach „will er nicht einen Verzicht auf das gesellschaftliche Leben und die Güter der Kultur, sondern nur eine durchgreifende Umgestaltung im Sinne der Selbstständigkeit des Individuums und eine Vereinfachung der Lebensführung; er will eine neue Gesellschaft, die den Zusammenhang mit der Natur besser wahrt, er will zugleich eine Verjüngung unseres ganzen Daseins"[2]). Diesen Fundamentalansichten gemäss ist Rousseau auch der Meinung, dass das Charakteristische, was den Menschen vom Tiere unterscheidet, seine beinahe unendliche Perfektibilität ist[3]), und im „Emile" versucht er den Gang der Erziehung eines Menschen zur Vollkommenheit darzustellen. „Dieser natürliche Mensch Rousseaus ist, was die geistige Bildung anlangt, durchaus nicht der Naturmensch der ersten Anfänge, sondern er ist das durch die Kultur hindurchgegangene und aus ihr zu sich selbst zurückkehrende Individuum; es wird hier der feinste Extrakt der Kultur befreit von allen Mühen der Arbeit und geläutert von allen Schlacken der Erfahrung, in die schlichte, einfache Natur zurückgelegt"[4]).

Uns kommt es darauf an, zu verfolgen, wie sich bei Rousseau der ihm als Ideal vorschwebende Gang der Einzelentwicklung, von Emil repräsentiert, sich zu dem „Gang der Natur", den Rousseau als die ideale Entwicklung der Menschheit im Auge hat und der ihm der Massstab in seiner Beurteilung der Civilisation ist, verhält. Zunächst, wie verläuft der Entwicklungsgang Emils? Locke hatte in seinem „Essay concerning human understanding" auf Ähnlichkeiten zwischen den Wilden und den Kindern hingewiesen. Dies scheint in Rousseau die Ansicht, dass die Natürlichkeit eines Wilden im Kinde zur Entwicklung kommen sollte, erweckt zu haben. Als Wilde müssen die Kinder aufwachsen und erzogen werden, damit sie verständige und vollkommene Menschen werden können[5]). „Vous ne parviendrez jamais à faire des sages, si vous ne faites d'abord des polissons". Emil wird diesem Grundsatze entsprechend genährt, gekleidet,

1) Eucken, Die Lebensanschauungen der grossen Denker, 1897, S. 413.
2) Ebend. S. 414.
3) Rousseau, Discours sur l'origine etc. S. 36 ff.
4) Eucken, Die Lebensanschauungen u. s. w. S. 414.
5) Rousseau, Emil. Übers. v. Crämer-Campe, 1789, Buch II, S. 538.

unterhalten und vor allem von der Kultur und von Büchern ferngehalten. „Man sehe", sagt Rousseau, nachdem Emils Erziehung bis zu seinem zwölften Lebensjahr in dieser Weise fortgeschritten ist, „wie wir uns stufenweise den sittlichen Begriffen nähern. Bisher haben wir noch kein anderes Gesetz erkannt, als das Gesetz der Notwendigkeit; jetzt nehmen wir schon Rücksicht auf das, was uns nützlich ist, und bald werden wir zum Begriff des Anständigen und Guten gelangen"[1]). Diese Rücksicht auf das Nützliche ist jetzt am Platze, weil Emil in dem Alter steht, wo in ihm eine natürliche Neugierde auf alles, was ihn näher oder ferner angehen kann, entsteht. Dementsprechend wird Emil auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam gemacht, aber um seine Neugierde zu befriedigen, wird ihm die Wissenschaft nicht vorgetragen, sondern er muss sie erfinden[2]). Indem Emil nun seinen primitiven Naturforschungen nachgeht, versetzt er sich ganz in den Zustand des auf einsamer Insel lebenden Robinson Crusoe. Er denkt, er sei Robinson selbst. Nur das, was ihm als Robinson nützlich ist, will er wissen[3]). Dies leitet Emil zur Erlernung des Ackerbaues[4]), darauf zum Handwerk — er wird Tischler[5]). Rousseau weiss, dass Emil sich damit von dem Naturzustand mehr und mehr entfernt, und sucht die Notwendigkeit dieses Ganges zu begründen. „Man wird mir sagen, ich ginge aus der Natur hinaus, aber ich meine, das Gegenteil zu thun. Sie wählt und ordnet ihre Werkzeuge nicht nach der Meinung, sondern nach dem Bedürfnisse. Nun aber ändern sich die Bedürfnisse, je nachdem sich die Lage der Menschen ändert. Es ist ein grosser Unterschied zwischen dem natürlichen im Stande der Natur und dem natürlichen im Stande der Gesellschaft lebenden Menschen. Emil ist kein Wilder, den man in die Wüsten verweisen muss; er ist ein Wilder, der geschaffen ist, Städte zu bewohnen. Er muss das, was er zu seiner Erhaltung bedarf, darin finden, sich ihre Einwohner zu Nutze machen, und wenn auch nicht ebenso wie sie, doch wenigstens mit ihnen zu leben wissen"[6]). Rousseau wahrt sich gegen den Einwand, dass er den Geist seines Zöglings unter einer Menge von Kenntnissen erdrücke: „Ganz das Gegenteil! Ich lehre ihn vielmehr, sie nicht zu wissen, als sie zu wissen. Ich zeige die Bahn der Wissenschaft, die zwar leicht, aber weit, unermesslich und langsam zu durchlaufen ist"[7]). Je lui montre la route de la science, aisée à la vérité, mais longue, immense, lente à parcourir. Be-

1) Emil III, S. 17.
2) Ebend. III, S. 24.
3) Ebend. III, S. 109.
4) Ebend. III, S. 157.
5) Ebend. III, S. 179
6) Ebend. III, S. 196; vergl. S. 111.
7) Ebend. III, S. 208.

zeichnend für den „Gang der Natur“ ist Rousseaus Charakteristik seines nun vierzehnjährigen Zöglings: „Emil hat nur natürliche und bloss physische Kenntnisse. Er hat nicht einmal den Namen Geschichte gehört; er weiss nicht, was Metaphysik, was Moral ist. Er kennt die wesentlichen Verhältnisse des Menschen zu den Dingen, aber nicht die moralischen des Menschen zum Menschen“ [1]). Es folgt nun der Eintritt in die moralische Ordnung [2]) an der Hand der naiven, dem modernen Konventionalismus fernstehende Geschichtsschreibung der Alten, besonders Thucydides und Plutarch [3]). Im achtzehnten Lebensjahre wird Emil in die natürliche Religion, d. h. den in dem „Glaubensbekenntnis des savoyardischen Vikars“ als Gefühlsreligion verkündeten Deismus [4]), eingeführt [5]), „weil nun endlich der Fortschritt seiner Einsichten seine Untersuchungen auf diese Seite hinlenkt“ [6]). Endlich ist der Geschlechtstrieb und die erwachende Liebe Emils das Mittel zur Befestigung seiner Sittlichkeit [7]), zur Erlangung seines ehelichen Glückes [8]) und zu seiner Einführung in die menschliche Gesellschaft, in der er von nun an als pflichterfüllendes Mitglied lebt und für das „öffentliche Wohl“ reformierend wirkt [9]).

Wie verhalten sich nun bei Rousseau der Gang der Entwicklung der Menschheit und Emils „naturgemässer“ Entwicklungsgang zu einander? Die Stufen des Gesamtganges — primitivster Wilder, Fischer, Jäger, Ackerbauer, Handwerker — stimmen mit den ersten Stufen in Emils Entwicklung überein; darauf divergieren die zwei Gänge entsprechend dem Unterschied zwischen Rousseaus Ideal von einer Gleichheit aller Menschen und seiner Auffassung eines zu seiner Zeit drückenden Despotismus. Es kann demnach behauptet werden, dass die Einzelentwicklung der Gesamtentwicklung bei Rousseau zum Teil als Parallele gedacht ist. Bei Rousseau wie bei Clemens von Alexandrien haben wir die Erscheinung, dass ein Erzieher sich mit der Entwicklung der Gesamtheit und des Individuums eingehend beschäftigt. Bei Rousseau wie bei Clemens ist die Aufmerksamkeit auch auf die Entwicklung des zu erziehenden Individuums gerichtet, und die Betrachtung der Entwicklung der Gesamtheit dient zur Auffindung eines Planes dieser Einzelerziehung. Clemens fand einen Teil des Erziehungsplanes Gottes in der Ge-

1) Emil III, S. 208. 2) Ebend. IV¹, S. 336.
3) Ebend. IV¹, S. 362, 367.
4) Falckenberg, Geschichte d. n. Philosophie, 1892, S. 214.
5) Emil IV¹, S. 449; IV², S. 1 ff. 6) Ebend. IV¹, S. 463.
7) Ebend. IV², 337. 8) Ebend. V.
9) Ebend. IV².

schichte; Rousseau schälte sich seinen „Naturgang“ zum Teil aus der Geschichte heraus. Beide, Clemens und Rousseau, führen den Einzelnen durch Stufen der Gesamtentwicklung, nicht aber in erster Linie deshalb, weil die Stufen sich geschichtlich entwickelt haben, sondern weil sie dem Plane Gottes oder dem Plane der Natur gemäss erschienen. Mag auch Rousseau nicht zur Durchführung, noch weniger zur klaren Durchführung des Gedankens, die Einzelentwicklung ist der Gesamtentwicklung parallel, gelangt sein, so ist doch deutlich genug zu erkennen, dass er den Anstoss zu dieser umgekehrten Anschauung der Analogie gab. Wie sich nach dieser Betonung des Verhältnisses des Individuums zu der bisher allein hervorgehobenen Gesamtentwicklung die Durchführung der damit begonnenen Umkehrung der Analogie der Gesamt- und Einzelentwicklung gestaltete, wollen wir nun betrachten.

Isaak Iselin, ein Schweizer und ein Freund Pestalozzi's, veröffentlichte 1764 seine „Philosophischen Mutmassungen über die Geschichte der Menschheit“, ein Werk, in welchem er versuchte, die Entwicklung der Menschheit zu betrachten, und von der Fackel der Philosophie beleuchtet, die verschiedenen Scenen der Geschichte zu übersehen“ [1]) Er findet Nationen wie einzelne Menschen schwach und unbeholfen in der Kindheit (Orientalen), phantasievoll und ausschweifend in der Jugend (Griechen und Römer) [2]), mehr vernünftig und der Vollkommenheit sich nähernd im anhebenden männlichen Alter (Europa) [3]). Dieser Fortgang der Menschheit von der äussersten Einfalt zu einem immer höheren Grade von Licht und Wohlstand ging von einer Nation auf die andere über. Immerhin sind noch Überbleibsel der Kindheit und Jugend wahrnehmbar, aber der sichtliche Fortschritt lässt uns hoffen, dass das Anwachsen der Erleuchtung und der Vernunft dem menschlichen Geschlechte eine dauerhaftere und erhabenere Glückseligkeit verspreche [4]).

Bezeichnend für die vorhin erwähnte Umkehrung der Analogie sind die folgenden Stellen. „Es erfordert eine sorgfältige Anbauung der Seele und eine glückliche Übereinstimmung vieler Umstände, einen einzelnen Menschen fähig zu machen, auf der ihm von der Weisheit vorgezeichneten Bahn unverrückt fortzugehen. Noch weit mehr braucht es, bis ein ganzes Volk ... zu dieser glücklichen Reife gelangt“ [5]). „Ehe der Mensch ein Mensch wird, muss er durch den Stand der Kindheit hindurchgehen. Dieses Alter kann billig die Wildheit des einzelnen Men-

1) Iselin, Phil. Mutm. u. d. Gesch. d. Menschheit, Basel 1786, I, 138.
2) Ebend. I, xxxi ff. 3) Ebend. II, 378.
4) Ebend. I, xxxiii ff. 5) Ebend. I, xxiii.

schen genannt werden [1]). „Es scheint also gleichsam ein Gesetz zu sein, dass der Mensch . . . für eine gewisse Zeit in die Wildheit gerathen müsse, es scheint unausweichlich, dass die meisten Völker diese öden und düsteren Stellen durchwandern, um zu der Vollkommenheit zu gelangen, zu welcher das menschliche Geschlecht bestimmt ist" [2]). „Der Mensch, welcher auf einmal in einen Stand versetzt wird, da ihm gar alles fremd und ungewohnt vorkömmt, kann anders nicht als unfähig sein, einen Geschmack daran zu finden. Wilde können also sich unmittelbar durch einen Sprung (per saltum) nicht mit einer milden Lebensart befreunden" [3]).

Der für Emil vorgezeichnete ideale Gang erscheint jetzt bei Iselin als der notwendige Gang jedes Menschen — ein jeder Mensch, meint Iselin, durchläuft die Stufe des Wilden. Diese Stufe verlegt er an den Anfang einer kontinuirlichen Entwicklung, in der die ganze Geschichte als Fortschritt vom Naturzustand durch phantasievolle Jugend zum vernünftigeren Mannesalter aufgefasst wird. Jener von Rousseau angedeutete Parallelismus der Einzelentwicklung mit der Gesamtentwicklung wurde dadurch mit der herkömmlichen Analogie verknüpft und die Durchführung der reversen Anschauung der Analogie erheblich erleichtert.

Aus dem Begriff Rousseaus von der menschlichen Perfektibilität leitete Iselin die Notwendigkeit des Fortschritts des Menschen und der Menschheit ab [4]), und hiervon geht auch Herder aus, indem er diese Perfektibilität als Prinzip der Erklärung der Vergangenheit des menschlichen Geschlechts benutzt und dementsprechend die Geschichte als die natürliche notwendige Entwicklung der Menschheit auffasst [5]). Die Kette einer gewissen Vervollkommnung ist nirgends unterbrochen. Was die geistige Entwicklung anbetrifft, so erhielt der Deutsche seine Bildung aus Rom, der Römer aus Griechenland, der Grieche aus Asien und Egypten, der Egypter aus Asien: so reiht sich in der Kette der immer reiferen Vollendung der Anlagen des menschlichen Geistes Glied an Glied; diese Kette wird vielleicht einmal die ganze Erde umspannen und aller Völker Gesamtgeschichte wird sich als eine zusammenhängende Entfaltung der Menschlichkeit, der Humanität erweisen [6]). Entsprechend Herders genialer Auffassung der genetischen Geschichte kam auch die Analogie

1) Iselin, Phil. Mutm. etc. I, 298.
2) Ebenda I, 299. 3) Ebenda I. 300 ff.
4) Ebenda I, 134 ff.
5) Herders Werke, Ausg. v. Suphan. Berlin 1891, Ursprung der Sprache, Band V, S. 134 ff.
6) Ebenda S. 142, 189.

zwischen Gesamt- und Einzelentwicklung bei ihm zu einer feinsinnigen Ausbildung und zu weitgehender Anwendung. In seiner Schrift „Fragmente zur deutschen Litteratur", 1767 erschienen, besonders im Abschnitt „Von den Lebensaltern einer Sprache" bringt Herder die Analogie zur Anwendung [1]). Der Abschnitt beginnt: „So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache". Dies führt er weiter aus: „Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht wie ein Kind einsylbichte, rauhe und hohe Töne hervor, zu welchen sich heftige Geberden gesellen. So wie sich dann das Kind oder die Nation ändert, so zugleich auch die Sprache; Geberden spielen bei Äusserungen über Gegenstände, die mit dem Auge wahrgenommen werden, eine grosse Rolle; es entstehen Bezeichnungen, mit denen Naturtöne nachgeahmt werden und der Wortschatz ist noch ganz sinnlich". „Das Kind erhob sich zum Jünglinge: Die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe und der Gesang der Sprache, die Poesie floss von der Zunge. Begriffe, die nicht rein sinnlichen Gegenständen entsprechen, gelangten unter bereits bekannten sinnlichen Bezeichnungen in die Sprache. Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet: je mehr wird er männlich", gleicherweise die Sprache, die in ihrem männlichen Alter die schöne Prosa ist: abstrakte Wörter und gerundete Perioden werden eingeführt. Das Alter oder das philosophische Zeitalter der Sprache weiss statt Schönheit bloss von Richtigkeit. „Diese Analogie", erklärt Herder, „ist eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam, ja aber nichts als Vergleichung blieb" [2]).

Zur allgemeinen Anwendung gelangte die Analogie dann in seiner 1774 erschienenen Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte". Im Folgenden werden Herders Ausführungen so oft wie möglich wörtlich citiert, da die pädagogische Genialität Herders nur so zur Anschauung gelangen kann und weil nur so eine rechte Vorstellung von dem mächtigen Einfluss gegeben werden kann, den Herder auf seine Zeit ausübte. „Dort Morgenland! die Wiege des Menschengeschlechts, menschlicher Neigungen und aller Religion [3]). Anfangs unter der milden Vaterregierung war nicht eben der Morgenländer mit seinem zarten Kindessinne der glücklichste und folgsamste Lehrling? Alles ward als Mutter-

1) Herders Werke I, S. 151 ff. 2) Ebenda V, S. 488.
3) Ebenda V, 562.

milch und väterlicher Wein gekostet! Alles in Kindesherzen aufbewahrt und da mit dem Siegel göttlicher Autorität versiegelt! Der menschliche Geist bekam die ersten Formen von Weisheit und Tugend mit einer Einfalt, Stärke und Hoheit, die nun — gerade herausgesagt — in unserer philosophischen, kalten, europäischen Welt wohl nichts, gar nichts ihres gleichen hat“ [1]). Das ackerbauende Egypten war das Land, wo ein Teil des Knabenalters der Menschheit an Neigungen und Kenntnissen gebildet werden sollte, wie im Orient die Kindheit. Ebenso leicht und unvermerkt als dort die Genese, war hier die Metamorphose. Die Neigungen, die dort blos kindlich, schäfermässig, patriarchisch gewesen waren, wurden hier bürgerlich, dörflich, städtisch. Das Kind war dem Flügelkleide entwachsen: der Knabe sass auf der Schulbank und lernte Ordnung, Fleiss, Bürgersitten [2]). Dem Morgenländer, wie ekelt ihm noch jetzt Ackerbau, Städteleben, Sklaverei in Kunstwerkstätten! Der Egypter im Gegenteil, wie hasste und ekelte er den Viehhirten mit allem, was ihm anklebte! eben wie sich nachher der feinere Grieche wieder über den lastbaren Egypter erhob — es hiess nichts, als dem Knaben ekelte das Kind in seinen Windeln, der Jüngling hasste den Schulkerker des Knaben; im Ganzen aber gehören alle drei auf- und nacheinander. Der Egypter ohne morgenländischen Kindesunterricht wäre nicht Egypter, der Grieche ohne egyptischen Schulfleiss nicht Grieche — eben ihr Hass zeigt Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter [3]). Und wenn ich in der Allegorie bleiben darf, der Phönizier war der erwachsenere Knabe, der umherlief und die Reste der uralten Weisheit und Geschicklichkeit mit leichter Münze auf Märkte und Gassen brachte. — Und nun der schöne Griechische Jüngling“ [4]).

„In der Geschichte der Menschheit wird Griechenland ewig der Platz bleiben, wo sie ihre schönste Jugend und Brautblüte verlebt hat. Der Knabe ist Hütte und Schule entwachsen und steht da — edler Jüngling mit schönen gesalbten Gliedern, Liebling aller Grazien und Liebhaber aller Musen, Sieger in Olympia und all' andern Spiele. Geist und Körper zusammen nur eine blühende Blume. Die Orakelsprüche der Kindheit und Lehrbilder der mühsamen Schule waren jetzt beinahe vergessen; der Jüngling entwickelte sich aber daraus alles, was er zur Jugendweisheit und Tugend, zu Gesang und Freude, Lust und Leben brauchte, ... Handwerkerei ward durch ihn schöne Kunst“ [5]).

„Es kam das Mannesalter menschlicher Kräfte und Bestre-

1) Herders Werke V, 484. 2) Ebenda V, 487 ff.
3) Ebenda V, 488. 4) Ebenda V, 494.
5) Ebenda V, 494 ff. Vergl. 562.

bungen — die Römer. Gegen die Griechen hat Virgil auf einmal sie geschildert, jenen schöne Künste und Jugendübungen überlassen, tu regere imperio populos, Romane, memento. Was bei den Griechen Spiel, Jugendprobe gewesen war, ward bei ihnen ernsthafte feste Einrichtungen: die griechischen Muster auf einem kleinen Schauplatze, einer Erdenge, einer kleinen Republik; auf der Höhe und mit der Stärke aufgeführt, wurden die Schauthaten der Welt“ [1]).

Nun kommt die christliche Welt, das höhere philosophische Alter, in welchem die Anfänge der Anschauung des Begriffs und der Zugestehung des Ideals von Religion und Pflicht und Völkerverbindung gemacht werden konnten [2]).

Dass Herder die Analogie nur als eine Vorstellungsweise der Gesamtentwicklung betrachtete, geht besonders hervor aus einer Bemerkung, die er in der Vorrede zu seinem Hauptwerk, „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ 1784 ff., gemacht hat. „Mir war es nie eingefallen, mit den wenigen allegorischen Worten Kindheit, Jugend, das männliche, das hohe Alter unseres Geschlechts, deren Verfolg nur auf wenige Völker der Erde angewandt und anwendbar war, eine Heerstrasse auszuzeichnen, auf der man auch nur die Geschichte der Kultur, geschweige die Philosophie der ganzen Menschengeschichte mit sicherem Fuss ausmessen konnte“.

Seine Geschichtsauffassung, seine durchgreifende Anwendung der Analogie und seine pädagogischen Erfahrungen und Beobachtungen leiteten Herder zum Nachdenken und zu Bemerkungen über die Erziehung des Einzelnen und des Menschengeschlechts überhaupt. Übrigens war es auch um diese Zeit, dass der Individualismus mit seinem Ideal von der vollkommenen Ausbildung aller Kräfte und Anlagen des Menschen auftrat. Es ist nun wichtig, zu sehen, welche Stellung Herder zu der von Rousseau angedeuteten, von Iselin weiter geführten Umkehrung der herkömmlichen Analogie der Gesamt- und Einzelentwicklung, in andern Worten, zum Gedanken, dass die individuelle Entwicklung der Gesamtentwicklung parallel ist, einnimmt. Schon im erwähnten Abschnitt „Von den Lebensaltern einer Sprache“ weist er darauf hin, dass die Reihenfolge der Stufen der Entwicklung nicht verwirrt werden dürfe und dass jede Stufe ihre volle Entfaltungszeit verlange [3]). Im Jahre 1769 schrieb Herder ein Tagebuch, worin er pädagogische Gedanken, die Herbart nachher weiter ausführte, aussprach: z. B. dass er im Griechischen so-

1) Herders Werke V, 499 ff. Vergl. 562.
2) Ebenda V, 73 ff., 512, 563, 574.
3) Ebenda I, 151.

gleich mit Lesen des Herodot und des Homer anfangen will[1]); er giebt den Rat, ganze Beschreibungen und ganze Gedichte lesen zu lassen, statt sie zu zerstückeln; die Mythologie und Geschichte betrachtet er darin als einen Übergang zur Religion, als eine „lebende Exegetik" und „bildende pragmatische Einleitung zur Theologie". Auch ordnet er den Schulkursus gemäss Iselins drei Stufen der Einzel- und Gesamtentwicklung: Sinnlichkeit (Natur), Phantasie (Geschichte, Poesie), Vernunft (Philosophie)[2]). Dass Herder schon damals die geschichtliche Entwicklung als massgebend für die Anordnung des Stoffes im Lehrplan ansah und geneigt war, ihr diese Geltung in der Praxis einzuräumen, geht hervor aus seiner grundlegenden Bemerkung, die er macht, nachdem er die griechische Poesie der Prosa im Lehrplan folgen lässt: „Es schadet nichts", sagt er, „dass diese (die Poesie) in der Geschichte vorausgegangen ist: denn in der Geschichte der Geister nach unserer Zeit, Welt, Sitten und Sprache geht sie nicht voraus"[3]). Ob das nun richtig sei, ist Nebensache, da es sich hier nur darum handelt, diese, wenn auch noch so sehr unklare Erscheinung des Gedankens, dass die Gesamtentwicklung den Bildungsgang des Einzelnen im Grossen und Ganzen vorzeichnet, hervorzuheben.

Im Jahre 1773 entwarf Herder einen „Grundriss des Unterrichts für einen jungen Adeligen", in welchem er den Geschichtsstoff mit wiederholter Erwähnung der Analogie so anordnet wie er ihn im nächsten Jahre in „Auch eine Philosophie der Geschichte" und später in den „Ideen" darstellt. In der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte" kommt er auf die strenge Unterscheidung der Entwicklungsstufen zurück und spricht seine früher entwickelten Überzeugungen mit weit grösserer Deutlichkeit und Entschiedenheit aus. „Giebts nicht im Menschenleben ein Alter, wo wir durch trockene und kalte Vernunft nichts, aber durch Neigung, Bildung, nach Autorität Alles lernen? wo für Grübelei und Raisonnement des Guten, Wahren und Schönen kein Ohr, keinen Sinn, keine Seele; aber für die sogenannten Vorurteile und Eindrücke der Erziehung Alles haben — ... Und siehe, was jedem Menschen in seiner Kindheit unumgänglich not ist: dem ganzen Menschengeschlecht in seiner Kindheit gewiss nicht weniger". Ferner: „Hast du je einem Kinde aus der philosophischen Grammatik Sprache beigebracht? aus der abgezogensten Theorie der Bewegung gehen gelernt? hat ihm die leichteste oder die schwerste Pflicht aus einer Demon-

1) Herders Werke, Bd. XII, S. 295. Tübingen 1805.
2) Ebenda S. 277 f. 3) Ebenda S. 295.

stration der Sittenlehre begreiflich gemacht werden müssen? und dürfen? und können? Gottlob eben! dass sie's nicht dürfen und können. ... Du machtest es, wenn dir der unsinnige Plan gelänge, zum unerträglichsten Dinge in der Welt — einem Greise von drei Jahren"[1]).

Diese und andere ähnliche Gedanken Herders hatten zur Folge, dass man nun die Perioden in der Entwicklung des Einzelnen genauer abgrenzte und bei der Wahl des Bildungsstoffes auf die Altersstufe sorgfältigere Rücksicht nahm.

Dem Gedanken, dass die Entwicklung der Menschheit den Gang der Einzelentwicklung gleichsam vorzeichnete, ist Herder hier noch näher gekommen: „Wir glauben alle, noch jetzt väterliche und häusliche und menschliche Triebe zu haben, wie die Morgenländer: Treue und Künstlerfleiss haben zu können, wie der Egypter sie besass: phönizische Regsamkeit, griechische Freiheitsliebe, römische Seelenstärke — wer glaubt nicht zu dem allen Anlage zu fühlen. ... Ganze Natur der Seele, die durch alles herrscht, die alle übrigen Neigungen und Seelenkräfte nach sich modelt, noch auch die gleichgültigsten Handlungen färbet — um diese mitzufühlen, antworte nicht aus dem Worte, sondern gehe in das Zeitalter, in die Himmelsgegend, die ganze Geschichte, fühle dich in alles hinein — nun allein bist du auf dem Wege, das Wort zu verstehen"[2]). „Ist die menschliche Natur keine im Guten selbstständige Gottheit: sie muss alles lernen, durch Fortgänge gebildet werden, im allmählichen Kampf immer weiter schreiten; natürlich wird sie also von den Seiten am meisten oder allein gebildet, wo sie dergleichen Anlässe zur Tugend, zum Kampf, zum Fortgange hat[3]). Alles, was mit meiner Natur noch gleichartig ist, was in sie assimiliert werden kann, beneide ich, strebs an, mache mirs zu eigen; darüber hinaus hat mich die gütige Natur mit Fühllosigkeit, Kälte und Blindheit bewaffnet; — sie kann gar Verachtung und Ekel werden — hat aber zum Zweck, mich auf mich selbst zurückzustossen, mir auf dem Mittelpunkte Genüge zu geben, der mich trägt. Der Grieche macht sich so viel vom Egypter, der Römer vom Griechen zu eigen, als er für sich braucht; er ist gesättigt, das übrige fällt zu Boden und er strebts nicht an"[4]). Der Gedanke, den wir bei Rousseau fanden: „Du musst deinen Zögling als Wilden erziehen", und der bei Iselin in dem Satze, „jeder Mensch muss die Stufe der Wildheit durchwandern", zur Verallgemeinerung gelangte, erscheint auch bei Her-

1) Herders Werke, Ausg. v. Suphan, V, 482 ff.; vergl. 490 f.
2) Ebenda V, 502. 3) Ebenda V, 505.
4) Ebenda V, 510.

der, indem er sagt: „Kindheit des Geschlechtes wird auf Kindheit jedes Individuums wirken, der letzte Unmündige noch im ersten Morgenlande geboren“ [1]). Damit war die Kindheit des Einzelnen von der Verbindung mit einer unbestimmten prähistorischen Wildheitsperiode befreit und mit der ersten der Geschichtsperioden die nun scharfe Grenzen, charakteristische Kulturinhalte und Bezeichnungen gemäss den weiteren Entwicklungsstufen des einzelnen Menschen — Knaben-, Jugend-, Mannes- und hohes Alter — hatten, verknüpft. Die Folgerung des Rekapitulationsgedankens, dass der Einzelne die Bahn der Gesamtentwicklung von ihrer Kindheitsstufe bis zu ihrem hohen Alter und Vernunftreife durchlaufe, war durch Herders durchgängige Parallelisierung der geschichtlichen und persönlichen Entwicklung ermöglicht.

V. Der Rekapitulationsgedanke.

Im Jahre 1779 erschien Gedike's „Aristoteles und Basedow“, ein Werk, in welchem die Folgerung klar und bestimmt ausgesprochen wird: „Die Entwicklung einzelner Menschen geht eben den Gang, wie die des ganzen Menschengeschlechts“ [2]).

Im folgenden Jahre veröffentlichte Lessing seine Schrift: „Die Erziehung des Menschengeschlechts“; erst sie trug zur wirklichen Verbreitung dieses Gedankens bei. In dieser Schrift hat Lessing die Entwicklung des Menschengeschlechts im allgemeinen, des israelitischen Volkes im besondern vermittelst göttlicher Offenbarung analog der Entwicklung des Einzelnen durch Erziehung dargestellt [3]). Wahrscheinlich von Clemens von Alexandrien beeinflusst [4]), fasst er die Entwicklung der Menschheit als eine Verwirklichung des Erziehungsplanes Gottes auf. Lessing betont, dass jede Stufe die notwendige Voraussetzung der folgenden Stufen ist (§ 5), dass jede Stufe angemessenen Bildungsstoff verlangt (§§ 16, 51, 59), und dass die Erziehung eine Führung durch diese Stufen sei (§ 20). Nachdem er die ethische Vollendung als das Ziel der Erziehung des Geschlechtes und des Individuums bezeichnet, veranlasst ihn die Vorstellung, dass die Vorsehung die Führerin auf dem Wege zum Ziele sei, zu dem Ausspruch: „Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Ge-

1) Herders Werke V, 562.
2) Gedike, Aristoteles und Basedow. 1779, S. 94.
3) Lessing, Die Erziehung des Menschengeschlechts. 1780, §§ 16, 19, 20, 21, 26, 38, 50, 51, 53, 67, 70.
4) Ebend. §§ 1, 18, 20, 23, 53, 58, 88. Lessings Werke, Ausg. v. Lachmann, X, 243, XI, S. 200, 561.

schlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muss jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben“.

Die Vorstellung, dass der Einzelne den Gesamtgang rekapituliert, fand leicht Eingang in das philosophische Denken jener Generation. Es war die Zeit, wo die genetische Geschichtsauffassung der französischen Aufklärung, Leibnizens Theorien der Kontinuität und der monadistischen inneren Selbstentfaltung zum vollkommenen Selbstbewusstsein [1]), und das für die Morphologie erweckte Interesse, die Aufnahme entwicklungstheoretischer Gedanken ausserordentlich erleichtern musste. Auch der herrschende Individualismus mit seiner Anschauung, dass Alles um des Menschen willen da sei, bewillkommnete den Gedanken, denn er schien einen Weg vorzuzeichnen, auf welchem der Einzelne die errungene Vollkommenheit der Gesamtheit erlangen konnte.

In demselben Jahre, in welchem bei Lessing der Rekapitulationsgedanke formuliert erschien, streifte Schiller den Gedanken in seiner Dissertation: „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, in der er nachzuweisen versucht, dass sich im Individuum und im Menschengeschlecht überhaupt die Geistesfähigkeiten aus den sinnlichen Trieben entwickelt haben, und in der er behauptet, „einen bessern Weg könnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menschen zu führen“ [2]). Auch Pestalozzis Schrift: „Abendstunden eines Einsiedlers“ erschien und verriet ein dunkles Streben nach einer und derselben Bahn für die Erziehung des Einzelnen und für die Menschheit [3]).

Im Jahre 1781 wies Kant auf die parallele Entwicklung der Philosophie und des philosophischen Denkens des Einzelnen hin: „Der erste Schritt in Sachen der reinen Vernunft, der das Kindesalter derselben auszeichnet, ist dogmatisch. Der zweite Schritt ist skeptisch und zeigt von der Vorsichtigkeit der durch Erfahrung gewitzigten Urteilskraft. Nun ist aber noch ein dritter Schritt nötig, der nur der gereiften und männlichen Urteilskraft zukommt, welche feste und ihrer Allgemeinheit nach bewährte Maximen zum Grunde hat, nämlich nicht die Facta der Vernunft, sondern die Vernunft selbst, nach ihrem ganzen Vermögen und Tauglichkeit zu reinen Erkenntnissen a priori, der Schätzung zu unterwerfen, welches nicht die Censur, sondern Kritik der Vernunft ist. ... So ist der Skepticismus ein Ruheplatz für die menschliche Vernunft, da sie sich über ihre dog-

1) Eucken, Die Lebensanschauungen d. gr. Denker, S. 387 ff.
2) Schillers Werke, Ausg. v. Speemann, XII², S. 477.
3) Pestalozzis Werke, Ausg. v. Seyffarth, I, S. 54.

matische Wanderung besinnen und den Entwurf von der Gegend machen kann, wo sie sich befindet, um ihren Weg fernerhin mit mehrerer Sicherheit wählen zu können, aber nicht ein Wohnplatz zum beständigen Aufenthalte"[1]. Kant nimmt für das Individuum, das den Weg zu seines Zeitalters Entwicklungsstufe zurückgelegt hat, die Möglichkeit an, der Tendenz der Gesamtheit vorauszueilen und ihr den Weg zu bahnen[2].

Im Jahre 1783 wendet Forster die Analogie an und erwähnt dabei „Herders Philosophie der Geschichte". Er vergleicht Kind und Knabe mit Wilden im gemächlichen, harmlosen Zustande, den Jüngling mit dem Barbaren, der Ausschweifungen begehen kann, und das reife männliche Alter mit dem Zustande der Gesittung. Diese Stufen, meint Forster, können nicht übersprungen werden und bezeichnen den kürzesten, aber immerhin langen Weg, den die Erziehung des Einzelnen und der Völker einschlagen muss, um das edle Ziel — die Vervollkommnung der menschlichen Natur zu erreichen[3].

Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte", bei deren Entstehung Goethe, zur Zeit mit Anatomie beschäftigt, der Vertraute war, erschienen 1784—87. Aus vielen, die Analogie betreffenden Stellen heben wir etliche hervor: „Glücklich und auserwählt ist der Mensch, der in seinem eng beschränkten Leben, so weit er kann, von Phantasie zum Wesen, d. i. aus der Kindheit zum Mann erwächst, und auch in dieser Absicht die Geschichte seiner Brüder mit reinem Geist durchwandert"[4]. Von besonderer Wichtigkeit ist der Ausspruch: „Das Kind im Mutterleibe scheint alle Zustände durchgehen zu müssen, die einem Erdgeschöpf zukommen können"[5]. Damit ist der Rekapitulationsgedanke auf das Gebiet angewendet, auf welchem die Naturforschung des folgenden Jahrhunderts das Walten des biogenetischen Grundgesetzes bestätigen sollte. Den Gedanken, dass die einem geschichtlichen Lebensalter charakteristischen Errungenschaften den angemessenen Bildungsstoff für das entsprechende Lebensalter des Einzelnen ausmachen, streift Herder öfters, in den Ideen: „Indessen lernt nicht ein Kind seine erste Weisheit und Sittenlehre durch Märchen? und sind nicht die meisten dieser (orientalischen) Nationen in ihrem sanften Seelenschlaf lebenslang Kinder"?[6] „Jünglinge müssen daher die Griechen lesen

1) Kant, Kritik d. r. Vernunft, Riga 1781, S. 761.
2) Ebenda S. 4 ff.
3) Forster, Reise um die Welt, 1783, S. 269 ff.
4) Herders Werke, Ausg. v. Suphan, XIII. B. 8. II. S. 309.
5) Ebenda XIII. B. 8. III, S. 310.
6) Ebenda XIV. B. 11, III, Ende.

lernen, weil Alte sie selten zu sehen oder ihre Blüte sich zuzueignen geneigt sind"[1]. „Noch jetzt wird uns von Jugend auf die lateinische Sprache das Mittel einer gelehrten Bildung, und wir, die wir so wenig römischen Sinn und Geist haben, sind bestimmt, römische Weltverwüster eher kennen zu lernen, als die sanfteren Sitten milderer Völker oder die Grundsätze der Glückseligkeit unserer Staaten"[2].

Im Jahre 1786 erschien Kants Abhandlung „Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte", in welcher er die Lebensweisen, Jäger-, Hirten-, Ackerbauleben u. s. w. als die Geschichtsepochen und den Kulturrang eines Volkes bezeichnend hinstellt. In dieser Abhandlung Kants ist eine den Rekapitulationsgedanken betreffende Stelle hervorzuheben: „Denn wenn der glücklichste Kopf am Rande der grössten Entdeckungen steht ... tritt das Alter ein, er wird stumpf und muss es einer zweiten Generation (die wieder von ABC anfängt und die ganze Strecke, die schon zurückgelegt war, nochmals durchwandern muss) überlassen, noch eine Spanne im Fortschritt der Kultur hinzuzuthun"[3]. Wahrscheinlich entstand in Kant um diese Zeit ein ähnlicher Gedanke, der aber erst in seiner „Pädagogik", 1803, veröffentlicht wurde: „Sich selbst besser machen, sich selbst kultivieren, und wenn er böse ist, Moralität bei sich hervorbringen, das soll der Mensch", dies sei das schwerste Problem, das dem Menschen aufgegeben werden könne, „denn Einsicht hängt von der Erziehung, und Erziehung hängt wieder von der Einsicht ab. Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts thun, und nur dadurch, dass eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzuthut und es so der folgenden übergiebt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen. Welche grosse Kultur und Erfahrung setzt also nicht dieser Begriff voraus? Er konnte demnach auch nur spät entstehen, und wir selbst haben ihn noch nicht ganz ins Reine gebracht. Ob die Erziehung im Einzelnen wohl der Ausbildung der Menschheit im Allgemeinen durch ihre verschiedenen Generationen nachahmen soll"[4]?

Im letzten der „Philosophischen Briefe", 1788, schrieb Ra-

1) Herders Werke, XIV, B. 13, II. Ende. Vergl. Herders Schulreden, 1782 und 1783, „Vom Begriff der schönen Wissenschaften, insonderheit für die Jugend". „Von Notwendigkeit und Nutzen der Schulen". W. XXX.
2) Ebenda XIV, B. 14 Anfang.
3) Kants Werke, Ausg. v. Hartenstein, IV, 323.
4) Ebenda VIII, 461 f.

phael (Körner) an Julius (Schiller): „Auch war nichts natürlicher, als dass Deine philosophische Laufbahn bei Dir im einzelnen ebenso begann, als bei dem Menschengeschlecht im ganzen“. In den späteren Briefen, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, spricht Schiller den Gedanken aus, dass der einzelne Mensch und die Menschheit aus dem „physischen Zustand“ durch den „ästhetischen Zustand“ hindurch in den „moralischen Zustand“ eintreten müsse[1]), und dass diese drei Zustände von den Naturvölkern, den Griechen und dem Christentume in der Geschichte repräsentiert sind[2]).

Im Jahre 1793 erschien Kants „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“, ein Werk, in welchem er die Analogie seinen schon erwähnten drei Entwicklungsstufen anpasste und auf die religiöse Erziehung des Einzelnen und der Gesamtheit anwendete[3]).

Alle diese Ausführungen deutscher Denker zeigen einen ausserordentlich regen Austausch entwicklungstheoretischer Gedanken und zugleich die allgemeine Einbürgerung der Analogie der Einzel- und Gesamtentwicklung und der daraus entspringenden Folgerung, dass der Einzelne den Gesamtgang durchläuft.

Am grossartigsten aber wurde dieser Gedanke von Fichte erfasst und durchgeführt. Am Schlusse seiner Vorlesungen im Jahre 1794, als der damals achtzehnjährige Herbart sein Schüler in Jena war, hielt Fichte eine Rede: „Über die Würde des Menschen“[4]), die die Idee zur Grundlage hat, dass die Einzelentwicklung die der Gesamtheit rekapituliert. Die Rede schliesst mit folgenden Worten: „Wo du auch wohnest, du, der du nur Menschenantlitz trägst; — ob du auch noch so nahe grenzend mit dem Tiere, unter dem Stecken des Treibers Zuckerrohr pflanzest, oder ob du an des Feuerlandes Küsten dich an der nicht durch dich entzündeten Flamme wärmst, bis sie verlischt, und bitter weinst, dass sie sich nicht selbst erhalten will — oder ob du mir der verworfenste, elendeste Bösewicht scheinest — du bist darum doch, was ich bin; denn du kannst mir sagen: Ich bin. Du bist darum doch mein Gesell und mein Bruder. O, ich stand einst gewiss auf der Stufe der Menschheit, auf der du jetzt stehest; denn es ist eine Stufe derselben, und es giebt auf dieser Leiter keinen Sprung — vielleicht ohne Fähigkeit

1) Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Brief XXIV.
2) Vaihinger, Naturforschung und Schule, S. 28.
3) Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, Ausg. v. Kirchmann, S. 144.
4) Fichte, Werke, Berlin 1845, I, 412—16.

des deutlichen Bewusstseins, vielleicht so schnell darüber hineilend, dass ich nicht die Zeit hatte, meinen Zustand zum Bewusstsein zu erheben: aber ich stand einst gewiss da: — und du wirst einst gewiss — und dauere es Millionen, und millionenmal Millionen Jahre — was ist die Zeit? — du wirst einst gewiss auf der Stufe stehen, auf der ich jetzt stehe: und du wirst einst gewiss auf einer Stufe stehen, auf der ich auf dich und du auf mich wirken kannst. Auch du wirst einst in meinen Kreis mit hingerissen werden und mich in den deinigen mit hinreissen, auch dich werde ich einst als meinen Mitarbeiter an meinem grossen Plane anerkennen. Das ist mir, der ich Ich bin, jeder, der Ich ist“. Dies ist die Rekapitulationsformel Lessings in weitester Anwendung und Ausführung.

Das Resultat, das wir aus unseren bisherigen Betrachtungen gewonnen haben, ist im wesentlichen dieses: Die Gesamtheit entwickelt sich wie das Individuum in Stadien, die vorstellbar sind als den Lebensaltern entsprechend; das Individuum rekapituliert seinerseits den Entwicklungsgang der Gesamtheit. Dies war der wesentliche Inhalt der Lehre vom Parallelismus der Gesamt- und Individualentwicklung, als sie von Herbart in der Pädagogik als massgebend für die Auswahl und Anordnung des Bildungsstoffes für den Gesinnungsunterricht angewendet wurde. Was die Veranlassung hierzu für Herbart war, das hat Rein in seiner Abhandlung über die pädagogische Verwertung dieser Lehre, „Die kulturhistorischen Stufen“, hervorgehoben: „Getreu seinem grossen Prinzip des Interesse musste Herbart nach Stoffen suchen, die Interesse erzeugen konnten, und geleitet von einer persönlichen Vorliebe — „der Odyssee“, sagt er, „verdanke ich grösstenteils meine Liebe zur Erziehung“ — fand er mit Rücksicht auf die Gymnasialbildung die homerischen Dichtungen, insbesondere die Odyssee, dem jugendlichen Interesse besonders naheliegend“[1]). Rein hat auch aus Herbarts „Briefen und Berichten an Herrn von Steiger“ 1797—1800, und aus dem Aufsatz: „Über die ästhetische Darstellung der Welt, als Hauptgeschäft der Erziehung“ 1804, vier grundlegende Sätze für den Unterricht herausgeschält, die die Wichtigkeit dieser Lehre für das Denken Herbarts nachweisen, andererseits den grossen Einfluss Herbarts auf die weitere pädagogische Anwendung dieser Lehre erklärlich machen:

„1. Für den werdenden Menschen kann nur das Werden der menschlichen Kultur, insofern es im Lichte der sittlichen

1) W. Rein, Das erste Schuljahr, 1898, S. 22.

Beurteilung dargestellt und aufgenommen wird, von absolutem Interesse sein; deshalb muss ein chronologisches Aufsteigen von den älteren Stufen zu den neueren höheren Stufen stattfinden.

2. Es müssen „klassische, der Jugend zugängliche Darstellungen" sein, die der Betrachtung zu Grunde gelegt werden sollen. „Perioden, die kein Meister beschrieb, deren Geist auch kein Dichter atmet, sind der Erziehung wenig wert". Nur klassische Darstellungen laden stets den Zögling zur lohnenden Rückkehr ein, nur sie geben dem Interesse und der Begeisterung des Zöglings und des Lehrers dauernde Nahrung, nur aus ihnen spricht die Vergangenheit mit volltönender, lebender Stimme zu aller Gegenwart.

3. Nur grosse, ganze, zusammenhängend auftretende Stoffe können die Teilnahme in genügender Tiefe erregen und so charakterbildend wirken: „die grosse sittliche Energie ist der Effekt grosser Scenen und ganzer, unzerstückter Gedankenmassen".

4. Die Entwicklungsstufen des jugendlichen Geistes sind zu berücksichtigen und ihnen die kongenialen Lehrstoffe zuzuweisen, z. B. der Knabenstufe Homers Odyssee".

Ausdrücklich sei aber zum Schluss noch darauf hingewiesen, dass Herbart den historischen Aufbau nur in den Fächern gelten lassen will, die der Pflege der Teilnahme gewidmet sind, während er ihn als ungereimt von den Fächern fernhält, die der Naturerkenntnis dienen" [1]).

Wir sind nun der Entstehung der Analogie zwischen Gesamt- und Einzelentwicklung nachgegangen und haben gesehen, wie sich mit der Anschauung, dass die Menschheit eine Einheit sei, die Vorstellung bildete, dass die Entwicklung der Menschheit der des Einzelnen entspricht, wie ferner diese Vorstellung mehr und mehr von der sich entwickelnden genetischen Geschichtsauffassung betont wurde und zu einer Vergleichung bestimmter Perioden der Geschichte mit den Lebensaltern des Individuums führte. Sodann ergab sich, dass dieser Vergleich mehr und mehr im einzelnen durchgeführt wurde, dass er reformatorisch und erzieherisch Begabte auf gewisse Erziehungsprinzipien hinwies und dass er mit dem Resultate schloss, dass das Individuum den Entwicklungsgang der Gesamtheit rekapituliere.

1) Rein, Das erste Schuljahr, S. 23. Die bei Herbart bezüglichen Stellen sind in Vaihingers Naturforschung und Schule, S. 33, angegeben. In dieser Schrift findet sich, hauptsächlich für die pädagogische Anwendung der Lehre vom Parallelismus, ein sehr ausführliches Verzeichnis nicht nur der Litteratur, sondern auch der betreffenden Stellen. Siehe auch bei Rein a. a. O. die Stellung Zillers zu unserer Frage.

Die Lehre vom Parallelismus der Gesamt- und der Individualentwicklung ist, finden wir, langsam entstanden und ist erst am Ende des vorigen Jahrhunderts erfasst und verwertet worden. Die der genetischen Geschichtsauffassung naheliegende Analogie von der Kindheit, dem Knabenalter u. s. w. des Menschengeschlechts war für jeden grösseren Denker lediglich Analogie und Bild gewesen. Der vom Standpunkte der individuellen Entwicklung gezogene Vergleich zwischen den Eigenschaften eines Kindes und eines Naturmenschen, welcher sich auf mehr oder minder auffallende Ähnlichkeiten stützt, wie sie auch in den entsprechenden weiteren Entwicklungsstufen des Menschen und der Menschheit hervortreten, leitete zur Umkehrung der Analogie und zur Folgerung, dass der Einzelne die Gesamtentwicklung durchläuft oder rekapituliert; und diese Rekapitulation wurde, wie schon hinlänglich dargestellt worden ist, nicht nur bildlich verstanden, sondern von Philosophen als eine Thatsache angenommen und von Herbart als ein grundlegendes Prinzip in der Pädagogik anerkannt. Rein und Vaihinger haben, wie bereits erwähnt, jeder in seiner Weise nachgewiesen, welche Ausdehnung die Anwendung des Rekapitulationsgedankens hat. Sie deckt sich aber immer noch nicht mit der allgemeinen Gültigkeit, in der er bei Lessing, Kant, Schiller und Fichte auftrat.

Betrachten wir nun, welche wesentlichen Bestätigungen und Förderungen die Überzeugung, dass die Rekapitulation eine Thatsache sei, weiterhin erfahren hat.

Im Jahre 1793 hat Condorcet, der unter dem Einfluss Turgots und Condillacs stand, in seinem Werke „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain", beiläufig bemerkt, dass „der Fortschritt der Gesellschaft von denselben allgemeinen Gesetzen, die in der Entwicklung der Fähigkeiten des Individuums wahrnehmbar sind, beherrscht ist, da jener Fortschritt nur das Resultat der Entwicklung einer grossen Anzahl von Individuen ist, und ferner, dass die Kenntnis dieser Gesetze es ermöglicht, zukünftige Ereignisse und die Bestimmung der Menschheit mit grosser Wahrscheinlichkeit vorauszusagen" [1]). Hierin erscheint das Gesetz formuliert, das im Anfang dieses Jahrhunderts in allen grösseren konstruktiven Systemen wiederkehrt, die eine genetische Psychologie auf die genetische Geschichtsauffassung mehr oder weniger übertrugen. Deswegen lässt sich auch bei Fichte, Schelling, Hegel, Krause,

1) Condorcet, Esquisse (2. éd.), p. 327.

St. Simon, Fourier, Cousin, Comte[1]) ein Parallelismus der Individual- und Gesamtentwicklung nachweisen, aus dem die jeweiligen Pädagogen den Rekapitulationsgedanken folgern konnten und gefolgert haben[2]).

Von Seiten der Naturwissenschaft erhielt der Rekapitulationsgedanke eine Bestätigung in der Form des „biogenetischen Gesetzes". Die Geschichte der Auffindung dieses Gesetzes hat Haeckel skizziert: „Die Übereinstimmung vieler Keimformen höherer Tiere mit den entwickelten Formen von stammverwandten niederen Tieren ist so auffallend, dass sie schon der älteren Naturphilosophie nicht entging; Oken, Treviranus u. A. wiesen schon im Anfang unseres Jahrhunderts darauf hin. Meckel sprach schon 1821 von einer „Gleichung zwischen der Entwicklung des Embryo und der Tierreihe". Baer erläuterte schon 1828 kritisch die Frage, wie weit innerhalb eines Typus oder Stammes, z. B. der Wirbeltiere, die Keimformen der höheren Tiere die bleibenden Formen der niederen durchlaufen. Allein von einem wirklichen Verständnis dieser wunderbaren Gleichung konnte so lange nicht die Rede sein, als die Abstammungslehre noch nicht zur Anerkennung gelangt war. Als dann endlich Darwin 1859 diese Anerkennung durchsetzte, wies er auch im XIV. Kapitel seines Hauptwerks kurz auf die grosse Bedeutung der Embryologie hin. Eingehend und mit voller Klarheit hat aber dieselbe zuerst Fritz Müller an dem Beispiele der Krebsklasse erläutert in seiner vorzüglichen Schrift „Für Darwin". Ich selbst habe dann seiner Theorie eine schärfere Fassung in der Form meines biogenetischen Grundgesetzes gegeben und sie in den Studien zur Gasträatheorie, sowie in der Anthropogenie weiter ausgeführt"[3]). Der Charakter des „biogenetischen Grundgesetzes" wird aus folgendem klar: „Der hohe Wert, welchen die Entwicklungsgeschichte für das wissenschaftliche Verständnis der Tier- und Pflanzenformen besitzt, ist seit einem halben Jahrhundert so allgemein anerkannt, dass man ohne sie keinen sicheren Schritt in der organischen Morphologie oder Formenlehre thun kann. Jedoch hat man fast immer unter Entwicklungeschichte nur einen Teil dieser Wissenschaft, nämlich diejenige der organischen Individuen oder Einzelwesen verstanden, die sogenannte Embryologie, richtiger und umfassender Ontogenie genannt. Ausser dieser giebt es aber auch noch eine Entwicklungsgeschichte der organischen Arten, Klassen und Stämme (Phylen); und diese steht zu der ersteren in den wichtigsten Beziehungen. Das Material dafür liefert die Versteinerungskunde oder Paläontologie. Diese lehrt uns, dass jedes organische Phylum, jeder Stamm des Tier- und Pflanzenreichs während der verschiedenen Perioden der Erdgeschichte durch eine Reihe von ganz verschiedenen Klassen und Arten vertreten wird. So ist z. B. der Stamm der Wirbeltiere durch die Klassen der Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugetiere vertreten, und jede dieser Klassen zu verschiedenen Zeiten durch ganz verschiedene Arten. Diese paläontologische Entwicklungsgeschichte der Organismen kann man als Stammesgeschichte oder Phylogenie bezeichnen; sie steht in den wichtigsten und merkwürdigsten Beziehungen zu dem anderen Zweige der organischen Entwicklungsgeschichte, zur Keimesgeschichte oder Ontogenie. Die letztere läuft der ersteren im Grossen und Ganzen parallel. Um es kurz mit einem Satze zu sagen, so ist die individuelle Entwicklungsgeschichte eine schnelle, durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung der langsamen paläontologischen Entwicklungsgeschichte, die Ontogenie ist ein kurzer Auszug oder eine Rekapitulation der Phylogenie. Das ist unser biogenetisches Grundgesetz"[1]).

1) Ausführliche Darstellungen der Geschichtsphilosophie dieser Philosophen sind gegeben von R. Flint, Philosophy of History in France and Germany, 1874; Historical Philosophy in France, Belgium and Switzerland, 1894.

2) Vergl. Vaihinger, Naturforschung und Schule, S. 10, 25 ff. Rein, Das erste Schuljahr, S. 48 ff.

3) Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, 1898, S. 309.

Ableitbar ist, vorausgesetzt, dass Naturgesetze auch Geistesgesetze sind, aus diesem im biogenetischen Grundgesetz formulierten Parallelismus die Folgerung eines Gesetzes, das Vaihinger das „psychogenetische Gesetz" nennt und das er so formuliert: „Die geistige Entwicklung des einzelnen menschlichen Individuums muss die kulturhistorischen Stufen der Menschheit rekapitulieren"[2]).

Das ist der Rekapitulationsgedanke in derselben Allgemeingültigkeit, mit der er bei Lessing, Kant, Schiller und Fichte auftrat.

1) Haeckel, Natürliche Schöpfungsgsschichte, 1898, S. 9.

2) Vaihinger, Naturforschung und Schule, S. 5.

VI. Schluss.

Unsere Ausführungen haben den Zweck, zu zeigen, wie sich die Lehre vom Parallelismus der Gesamt- und der Individualentwicklung gebildet hat.

Es wurde zuerst auf das Aufkommen gewisser Anschauungen — Menschheit, Entwicklung, Fortschritt, Weltplan, Weltgeschichte, die grundlegend für die genetische Geschichtsauffassung sind, hingewiesen. Wir versuchten dann, die Entstehung der Analogie nachzuweisen, nach der sich die Gesamtheit ähnlich dem Individuum entwickelt und deren die genetische Geschichtsauffassung sich bediente, um die Entwicklung der Menschheit zu veranschaulichen. Plato hob Analoges zwischen Staat und Mensch hervor, bezog es aber nicht auf die Entwicklung des Staates. Erst die Kirchenväter, die sich mit dem Gedanken von Gottes Erziehung der Menschheit beschäftigten, führten die Analogie mit spezieller Heranziehung entsprechender Lebensalter oder geistiger Entwicklungsstufen aus, so besonders Tertullian und Clemens von Alexandrien. Endlich führte Augustin die Analogie für alle (sechs) Lebensalter durch; in seinem Hauptwerk wendete er nur die ersten vier Lebensalter an. Dann kam die Übertragung der Analogie auf die weltliche Geschichte zur Darstellung. Die exklusiv religiöse Tendenz der Geschichtsschreibung wurde allmählich zurückgedrängt durch Anschauungen, welche nach dem Mittelalter herrschend wurden und die genetische Geschichtsauffassung mehr und mehr auf die Ereignisse dieser Welt anwendeten. Bei Baco finden wir dann die Analogie hinsichtlich der Entwicklung des Staates und der Wissenschaft. Pascal behauptete, dass die Menschheit einem Menschen, der immer lebt und lernt, ähnlich ist, und liess die Analogie in dieser allgemeinen Fassung für die Gesamtentwicklung gelten. Der Streit über den Wert der antiken gegenüber der modernen Welt veranlasste dabei ein spezielles Eingehen auf die einzelnen Lebensalter, wobei oft ein recht erheblicher Mangel an geschichtlichem Sinn hervortrat. Gegen diese seichte Betrachtungsweise erhob sich eine tiefere Geschichtsphilosophie, die sich mit Problemen, wie Ursprung und Zweck des Staates, Entwicklung der Kultur, das Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit u. s. w. beschäftigte; hierbei verwendete man wieder die Lebensweisen als Bezeichnungen für die einzelnen Fortschrittsstufen. Dann kam die Zeit, in der man anfing, die Analogie umzukehren und von der

Gesamtentwicklung auf den Gang der Entwicklung des Einzelnen Schlüsse zu ziehen.

Rousseau, wahrscheinlich durch Lockes Hervorhebung gewisser Ähnlichkeiten zwischen dem Kinde und dem Wilden angeregt, führte diese Parallele durch mehrere Stufen einer idealen, „naturgemässen", nach Lebensweisen eingeteilten Entwicklung der Menschheit weiter aus. Iselin verknüpfte diese Ausführungen mit dem geschichtlichen Gang und der Analogie, ein Verfahren, das dann Herder mit grossem Scharfsinn innerhalb der Weltgeschichte durchführte. Ein weiterer Fortschritt besteht sodann darin, dass sich zum Begriffe des Parallelismus der Rekapitulationsgedanke hinzugesellt. Der damals herrschende Individualismus mit seiner Anschauung, dass die Menschheit und ihre Errungenschaften um des Einzelnen willen da seien, und mit seinem Ideale von der inneren Verbindung und harmonischen Ausbildung aller Kräfte und Anlagen des einzelnen Menschen zog aus dem durch die Analogien Rousseaus, Herders u. a. veranschaulichten Parallelismus den Schluss, dass das zur Vollkommenheit sich entwickelnde Individuum den von der gesamten Menschheit zurückgelegten Weg durchlaufen müsse. Diese Anschauung fand dann mit gewissen Einschränkungen ihre Anwendung als massgebendes Prinzip für die Auswahl und die Anordnung des Bildungsstoffes in der Pädagogik. Weiterhin wurde dem Rekapitulationsgedanken eine besondere Stütze zu teil durch den Parallelismus der Einzel- und der Gesamtentwicklung, wie er in den konstruktiven philosophischen Systemen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Erscheinung kam, und durch den Parallelismus, den die Naturforschung fand und als „biogenetisches Grundgesetz" formulierte. Dies sind in Kürze die Hauptmomente unserer Untersuchung. Für die Kritik liefert sie eine Klarlegung der Probleme, die der Lehre vom Parallelismus zu Grunde liegen, z. B. Menschheit, Entwicklung, Fortschritt, Weltplan, Weltgeschichte, Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit; diese Probleme müssen erledigt werden, ehe das endgültige Wort über die Berechtigung der Lehre vom Parallelismus der Gesamt- und Einzelentwicklung gesprochen werden kann.

Hinsichtlich der vielgescholtenen Analogie, aus der die Lehre vom Parallelismus sich gestaltete, mögen die Worte Euckens über die Anregungs- und Lebensfähigkeit eines Bildes der Kritik zur Beherzigung dienen: „Diese ganze Bethätigung stellt sich zunächst als blosses Spiel dar, aus dem Bann strenger Notwendigkeit sind wir heraus, nichts zwingt uns, auf die Sache überhaupt einzugehen, nichts hindert uns, den Faden da fallen

zu lassen, wo es uns gerade beliebt. Darin aber besteht das Reizvolle, dass solches Spiel doch kein unnützes ist. Indem der Gedanke bei diesem Ganzen mit sinnlichen Vorgängen in Parallele gestellt wird, tritt manches neue an ihn heran, werden Fragen hervorgerufen, Kombinationen veranlasst, Möglichkeiten eröffnet u. s. w. Zum mindesten kann das zur weiteren Entwicklung des Gedankens selber treiben, aber es vermag auch dem begrifflichen Gehalt manches belebende und erweiternde zuzuführen; manche Nüancen und allgemeine Stimmungen finden Ausprägung, die sonst nicht zur Erscheinung gelangt wären; ja vielleicht betritt das im Ganzen kühn erfassende Bild zuerst Bahnen, welche sich bald für die nachkommende begriffliche Forschung als höchst glücklich herausstellen. Thatsächlich lässt sich in der Geschichte der Philosophie darthun, dass öfter in aufstrebenden Epochen die Gleichnisse der wissenschaftlichen Erkenntnis voraneilen und ihr vorarbeiten. Was zunächst blosses Bild schien, das erwies sich später als Ahnung tiefster Wahrheit. So zeigt sich das Gleichnis als ein wertvolles Mittel, die Gedanken in lebendigen Fluss zu bringen und der Bewegung neue Kräfte zu gewinnen".

Lebenslauf.

Ich, John Arnold Kleinsorge, wurde am 17. Oktober 1867 in Maquoketa, Jowa, in den Vereinigten Staaten geboren. Nachdem ich den üblichen Kursus der öffentlichen Schulen und den vierjährigen Kursus in der Jowa State Normal School absolviert hatte, übte ich ein Jahr lang das Amt eines Landschullehrers aus und war darauf als Rektor der öffentlichen Schulen in Camanche, Jowa, und dann als Rektor einer öffentlichen Schule in Des Moines, Jowa, thätig. Seit dem Jahre 1895 besuchte ich die Universität Jena, mit Ausnahme je eines Semesters in Berlin und in München. Während dieser Studienzeit hörte ich Vorlesungen bei den Herren Professoren Eucken, Gaedechens, Liebmann, Lorenz, Noack, Rein, Wendt und Ziehen in Jena, Dilthey, Harnack, Paulsen, Pfleiderer, Erich Schmidt und Stumpf in Berlin, Brentano, Furtwängler, v. d. Pfordten in München, denen allen ich mich für die mannigfachen Anregungen und Förderungen auf's tiefste zu Dank verpflichtet fühle. Besonders danke ich Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Eucken, Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Lorenz und Herrn Prof. Dr. Rein, die mich bei dieser Arbeit mit ihrem Rate bereitwilligst unterstützt haben.

END OF
TITLE